

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 14 (1891)

**Nachruf:** Professor Dr. Heinrich Grob  
**Autor:** Markwart, Otto

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Professor Dr. Heinrich Grob.

Von Dr. Otto Markwart.

(Mit Bild.)

---

Es war am 29. Juli 1889, einem sonnenreichen Sommertag. In wolkenloser Bläue wölbte sich der Himmel und die ganze Natur athmete Frieden. Da bewegte sich von der Oberdorsstraße aus langsam-ernst ein Leichenzug nach der Fraumünsterkirche, in welcher ein kurzer, schlichter Trauergottesdienst stattfand. Professor Grob wurde beerdigt. Zum letzten Mal waren seine Freunde, und die ihn kannten, mit dem verehrten Mann zusammen, um für immer Abschied von ihm zu nehmen. Eine Rede, ein Gebet, und schweigend ging die Versammlung auseinander, während der Verstorbene zur letzten Ruhestätte hinausgeführt ward....

Die Augen, die sich geschlossen, hatten manch' Knospenden Frühling und manchen Blätterfall gesehen. Von denen, die mit ihm in das Leben eingetreten waren, gab es nur noch wenige, die ihm die letzte Ehre zu erweisen vermochten; <sup>1)</sup> so groß die Zahl derer war, welche dem Sarge

---

<sup>1)</sup> Je länger ich mich mit dem Leben meines unvergeßlichen Lehrers beschäftigt habe, desto mehr ist mir bewußt geworden, wie ganz anders Jemand die so reichbegabte Natur des Mannes müßte zu schildern vermögen, der ihm auch als Freund nahe gestanden und in tagtäglichem Verkehr sich mit ihm über die verschiedensten Fragen hat unterhalten können. Wenn ich mich trotzdem der Aufgabe unterzogen habe, so geschah dies nur in der Voraussetzung, es möchte nützlich sein, das zunächstliegende Material einmal zu sammeln und es zu einer kurzen Skizze zu verarbeiten. Vielleicht daß diese dann später eine nicht ganz unbrauchbare Vorarbeit für eine größere Biographie sein wird.

Das Material, das dieser Arbeit zu Grunde liegt, besteht zumeist in Briefen, die mir in liebenswürdiger Bereitwilligkeit von Fräulein Louise Grob, Herrn Bezirksrath Hofmeister und Herrn Professor Fr. v. Wyß zur

folgten, fast alle blickten zu Grob als ihrem Lehrer und väterlichen Freund empor. Es war die Versammlung eines jüngern Geschlechtes, welche ihn zur Ruhe geleitete.

Ein reiches, auch an Erfolgen reiches Leben lag hinter ihm. Wir dürfen hinzufügen: ein glückliches, wenn gleich die Erfolge nicht derart waren, daß sie dem Dahingeshiedenen äußerliche Ehren und Würden und reichen materiellen Gewinn verschafft hätten. Es war ein Stillleben ganz und gar. Seine Thätigkeit war keine in das öffentliche Leben eingreifende, sie hat sich beschränkt auf den verhältnißmäßig engen Kreis seines Berufes als Geschichtslehrer am Gymnasium. Aber innerhalb dieses Rahmens hat er, wer wollte es leugnen, das Höchste erreicht. In Tausenden hat er während seiner langen Thätigkeit den Sinn für Geschichte geweckt und ihnen die Liebe für diese Wissenschaft weit über die Schuljahre hinaus Wachgehalten. Und keinen von all' seinen Schülern gibt es, der nicht stets mit dem Gefühle herzlicher Anhänglichkeit seiner gedacht.

Ein Lehrer der Jugend zu sein im erlauchtesten Sinne des Wortes, dafür war er bestimmt, und vom Schicksal war es ihm vergönnt, frühzeitig eine Stellung zu erringen, die ihm die volle Entfaltung seiner Kräfte ermöglicht hat. In ruhigem Flusse glitt dann sein Leben dahin,

---

Verfügung gestellt worden sind. Ueber verschiedene Punkte geben die im zürcherischen Staatsarchiv aufbewahrten Protokolle des Carolinums und die Studentenverzeichnisse der neugegründeten Hochschule Aufschluß; einige interessante mündliche Mittheilungen verdanke ich den Herren Professor Georg v. Wyß, Obergerichtsschreiber Tobler, Pfarrer Fr. Meyer und Stadtschreiber Dr. Usteri.

Größere Artikel über Grob erschienen nach seinem Tode in der „Neuen Zürcher-Zeitung“ von Herrn Professor Meyer von Knonau, in der „Freitags-Zeitung“ von Herrn Tobler, in der „Schweizerischen Lehrer-Zeitung“ von Herrn Professor Dändliker, in der „Allgemeinen Schweizer Zeitung“ von Herrn Pfarrer Zimmermann, in den „Basler Nachrichten“ vom Schreiber dieser Zeilen. Reden über Grob wurden gehalten bei seiner Beerdigung von Herrn Antistes Finsler, bei der Eröffnung des neuen Schuljahres von Herrn Rektor Wirz.

ein freudiges, von Segen gekröntes Arbeiten, bis dem noch rüstigen Geist der müde Leib den Dienst versagte, eine harmonische Entwicklung seiner Kräfte, ein volles Ausleben, ein Dasein rein, reich und edel.

Es war das schöne, freudedurchdrungene Wirken, das seinen Lohn in sich selber trägt, im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und im Glücke der aufgehenden Saat.

Von der mächtig fluthenden Bewegung, welche in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die historisch-philologische Wissenschaft ergriff, hat Grob bis in seine letzten Tage etwas bewahrt. Hatte das poetische Zeitalter seinen Höhepunkt überschritten, so prangte dafür das wissenschaftliche im herrlichen Blüthenschmuck des erwachenden Mai. Ein Ausleuchten wissenschaftlicher Entdeckungslust, nur vergleichbar dem Aufschwung der Geister im 16. Jahrhundert, auf den verschiedensten Gebieten; und die Begeisterung erfaßte gerade die Besten mit um so größerer Kraft, je weniger Genüge denselben die kläglichen Verhältnisse des Staatslebens zu bieten vermochten. Die historische Kritik hatte Niebuhr durch seine Behandlung der römischen Geschichte begründet, als gefeierte Universitätslehrer wirkten Dahlmann und Leo, und 1824 debütierte mit seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Völker“ Leopold Ranke. Die Brüder Grimm sammelten die Märchen; 1819 erschien ihre „Deutsche Grammatik“, und Lachmann gab die mittelhochdeutschen Schriftsteller heraus. Das Land war entdeckt, der Weg zur Erforschung des deutschen Alterthums und der deutschen Sprache gewiesen. In der deutschen Rechtsgeschichte sprach Eichhorn das belebende Wort und Savigny wurde der Vater einer neuen Rechtsanschauung. Das Studium des klassischen Alterthums wurde umgestaltet durch Böckh und Gottfried Hermann, und durch die bahnbrechenden Forschungen Bopps wurde der Philologie eine Thätigkeit eröffnet, welche bald die schönsten Früchte tragen sollte. Zur selben Zeit legte Ritter das Fundament zur Erdkunde und Friedrich Diez zur romanischen Philologie. Ueberall freudiges Bauen, die Wissenschaft war im Keimen, man konnte noch große Würfe thun. Die Ackerfrume war frisch und der Boden gab tausendfältig wieder. Noch standen



die verschiedenen Disziplinen in kräftigem Zusammenhang mit einander, eine befruchtete durch ihre Forschungen die andere; noch hatte nicht eine bis in's einzelinste gehende Arbeitstheilung der Wissenschaft den Charakter eines Handwerkes aufgedrückt. Und daß die Zusammenhänge der Dinge dieser Welt nicht vergessen wurden, dafür sorgte die Philosophie, „die Führerin der Wissenschaften“, die unbeirrt von den Resultaten der empirischen Disziplinen mit Hochgefühl ihre eigenen Bahnen wandelte. Aber trotz aller Mißgriffe, die sie gethan, ist es doch keine Frage, daß auch sie segensreich gewirkt hat, und wäre es nur schon deshalb, weil unter ihrer Herrschaft niemals die Anschauung herrschend werden konnte, daß ein massenhaftes Aufstapeln positiver Kenntnisse gleichbedeutend sei mit Bildung.

Diese geistige Strömung erfüllte alle Länder deutscher Zunge, und überall wirkte sie anregend und schuf neues Leben. Auch Zürich „verspürte ihres Geistes einen Hauch“. Das schönste Resultat, das man ihr hier zu verdanken hat, ist die Gründung der Zürcher Universität. Mit der geistigen Revolution fiel, wie bekannt, damals auch der politische Aufschwung zusammen, von dem das zürcherische Staatswesen seit dem Tage von Uster ergriffen worden war. Die Landschaft hatte eine ihrer Bevölkerungszahl entsprechende Vertretung im Großen Rathe erhalten und auf allen Gebieten wurde eine schöpferische Thätigkeit entfaltet, ganz besonders auch im Schulwesen, welchem eine durchgreifende Reform zu Theil ward. Für die Primarschule bewilligte man einen jährlichen Beitrag von mehr als 130,000 Fr., das Seminar wurde gegründet, neue Lehrer angestellt, Besoldungen erhöht, für neue Lehrmittel gesorgt; an Stelle des alten Carolinum trat ein ordentliches Gymnasium, welches zusammen mit der neugegründeten Industrieschule die Kantonschule bildete.<sup>1)</sup> Und seinen krönenden Abschluß erhielt das ganze Werk durch die Gründung der Hochschule, oder wenn man will, die Vereinigung

---

<sup>1)</sup> Vgl. Feddersen: Geschichte der Schweizerischen Regeneration, S. 281.

mehrerer schon bestehenden Einzelinstitute<sup>1)</sup> zu einer *universitas literarum*, auf welcher die jugendfrischen Wissenschaften auf's erfolgreichste wirken sollten. Es ist der Ausfluß eines sieges sichern Empfindens, wenn Professor Drelli bei der Eröffnung des ersten Kurses die Worte sprach: „*Sic denique confidimus fore, ut gloria illa eruditionis ac politioris humanitatis, quam per hos trecentos jam annos Turicensis civitas ingenii viribus sibi peperit, hoc instituto quasi recreata reviviscat atque uberrimos fructus efferat.*“

Zu den Studenten, welche die neugegründete Universität bezogen, gehörte auch Heinrich Grob, dessen erste Studienjahre gerade in diese Zeit fielen. Grob war am 20. November 1812 in Otelfingen geboren als einziger Sohn des dortigen Pfarrers. Die Familie stammte aus dem Toggenburg, sie war im 17. Jahrhundert nach Zürich gekommen und hatte daselbst 1633 das Bürgerrecht erworben. Da Grobs Vater schon 1814 starb, siedelte die Mutter mit ihren Kindern — Heinrich besaß noch mehrere Schwestern — nach Zürich über; sie war die Tochter des Diakons zu St. Peter, Johann Konrad Pfenningers, der Lavater als Freund nahe stand und auch selbst literarisch sich vielfach bethätigte. So wuchs Heinrich in Zürich auf und erhielt hier seine erste Erziehung; nur die Ferientage verlebte er bei Verwandten auf dem Lande, besonders im Pfarrhause Dielsdorf. Dann tummelte er sich mit seinen Freunden in der Umgegend herum, besuchte das romantisch gelegene Regensberg und die gläubige Phantasie des Knaben bevölkerte das Schloß mit schmucken Rittern und holden Edelfrauen.

Januar 1824, im Alter von zwölf Jahren, trat er in das Gymnasium Carolinum ein, das er, als einer der besten Schüler, mit Erfolg durchlaufen

---

<sup>1)</sup> Die „theologische Schule“, seit der Reformation bestehend, das 1782 gegründete „medizinische Institut“, das zu Anfang dieses Jahrhunderts gestiftete „politische Institut“ für Juristen und als Vorläufer der philosophischen Fakultät die höhere Abtheilung des Gymnasiums Carolinum, die sogenannte *classis philologica und philosophica*. Vgl. G. v. Wyß: Die Hochschule Zürich in den Jahren 1833—1883, Festschrift zur fünfzigsten Jahresfeier ihrer Stiftung. Zürich 1883.

hat. Im Anfang freilich mag der Unterricht den aufgeweckten, zu neckischen Streichen bereiten Knaben nicht immer vollständig in Anspruch genommen haben; seine „Lebhaftigkeit“ hat mehr als einem Lehrer allerlei Kummer gemacht. Da heißt es von ihm (Januar 1825): „ein fähiger, aber immer noch zu lebhafter Knabe“, etwas später erhält er — wer muß nicht lächeln! — die Attribute „schwatzhaft, vorlaut, unruhig“, und 1826 wird er charakterisirt als „ein Knabe von vielen Fähigkeiten und kräftiger Natur, auch fleißig und eifrig, jedoch vorschnell und zur Unzeit lebhaft“. Außerdem wird er „lenksam“ und „gutmüthig“ genannt. Im Jahre 1829 wird er in die *philologica* versetzt „mit vorzüglicher Zufriedenheit“, getadelt wird nur seine unordentliche Schrift. Das folgende Jahr heißt er der „talentvollste“, aber „nicht der fleißigste“, und im Protokoll liest man: „Der Professor *linguæ Græcæ* beklagt sich über Schwatzen und Lachen in der Stunde; die beiden Grob scheinen sich in der letzten Zeit hierin etwas in Acht genommen zu haben.“ In Rücksicht auf seine Fähigkeiten und sein Interesse erhält er das beste Zeugniß. Aus dem Jahre 1832 bemerkt das Protokoll: „Grob scheint mehr Vorliebe für das philologische Fach zu haben als für das philosophische.“ Der Lehrer des Letzteren führt dabei als „einen für die gegenwärtige gefühllose Zeit merkwürdigen Umstand an, daß die *Studiosi* im Pensum der theoretischen Philosophie Jacobi's Gefühlsphilosophie am meisten zu interessiren geschienen habe“.

Wie Alexander Schweizer, war auch Grob Stipendiat und Zögling des Alumnates, einer staatlichen Anstalt, in welcher je 13 junge Studierende, meist Pfarrerssöhne, Kost und Logis erhielten; <sup>1)</sup> dazu war der Unterricht für dieselben unentgeltlich, und ein jeder erhielt alljährlich aus der Thomann'schen Stiftung eine Anzahl wissenschaftlicher Werke, so daß er nach und nach in den Besitz einer kleinen Bibliothek gelangte. Keine Frage, daß ein solches Institut sehr wohlthätig wirken kann, nur darf

---

<sup>1)</sup> Vgl. Alexander Schweizer, Biographische Aufzeichnungen, herausgegeben von Paul Schweizer, S. 22.

darüber die Schattenseite nicht übersehen werden, die mit allen solchen Anstalten verbunden zu sein pflegt: die Bewilligung der Freiplätze nach Gunst und Ungunst, die Bevorzugung derer, die am demüthigsten zu bitten verstehen. Zu diesen gehörte nun Grob nicht. Schlimm das, sehr schlimm! Griesgrämig rückt Archidiacon C. seinen Stuhl zurecht, schneidet verdrossen seine Feder und schreibt im Namen des Schulkonvents 1830 über den Stipendiaten H. Grob folgenden Bericht: „H. Grob, stud. clas. phil., ist ein Jüngling von vorzüglichen Fähigkeiten und vielem wissenschaftlichem Interesse.“ Und nun Stirnrunzelnd: „Wie aber auch früher etwas noch zu Jugendliches und Flüchtiges an ihm getadelt werden mußte, so hat er seit seinem Eintritt in diese Klasse mehrfachen Anlaß gegeben, die seinem Alter so wohl geziemende Bescheidenheit an ihm zu vermissen. Zwar wollen wir es ihm nicht zum Fehler anrechnen, daß er oft über Gegenstände, die in den Lehrstunden zur Sprache kommen, seine eigene Ansicht hat; daß er aber bei der Äußerung seiner abweichenden Ansichten nicht immer in den Schranken des Anstandes bleibt, müssen wir sehr mißbilligen und daher bei dieser Gelegenheit den Wunsch aussprechen, daß ihm hierüber die erforderlich freundlich-ernsten Erinnerungen gegeben werden.“

J. C. Drelli dagegen bezeichnet ihn als einen anständigen und fleißigen Studenten, dessen schriftliche Arbeiten zwar nicht gut in die Augen fallen, aber mit Nachdenken und Sorgfalt gemacht sind.

Nach der Absolvirung der philosophica hätte Grob, der Theologie zu studiren gedachte, an die „theologische Schule“ übergehen müssen, wäre nicht gerade damals die neugegründete Universität eröffnet worden. Gleich im ersten Semester, Sommer 1833, bezog er dieselbe und ließ sich inscribiren als Studiosus theologiæ. Er hörte bei Nitzig Pentateuch und Altes Testament, bei Johannes Schultheß Religionsgeschichte, und Kirchengeschichte bei Rettig. Charakteristisch für das rege vielseitige Interesse des jungen Mannes ist es jedoch, daß er sich von allem Anfang an nicht auf das theologische Studium beschränkte, sondern seine Theilnahme auch anderen Wissenschaften zuwandte. So hörte er bei Oken

Naturgeschichte, bei Bobrid's Psychologie, bei Sauppe Platons Phädrus und das Symposion, bei Drelli Geschichte der lateinischen Literatur, bei Keller ein Kolleg über Cicero und bei Baiter Demosthenes' Rede für den Kranz.

Wenn Grob, Jahrzehnte später, als hochbetagter Mann, von einem seiner Freunde schreibt, man könne es kaum nachempfinden, wie diese für Zürich gewaltige Schöpfung (die Universität) denselben beglückt und sein ganzes inneres Wesen gehoben habe, so spricht er hier wohl nur aus, was er dereinst selbst auf's tiefste empfunden hatte. Nicht minder, wenn er fortfährt: „Daneben aber (neben dem Fachstudium) genoß er mit wahren Behagen und immer steigendem Interesse die Schätze allgemeiner Bildung, die sich in dem gleichzeitigen Auftreten und dem Zusammenwirken so vieler geistig bedeutender Männer des Aus- und auch des Inlandes vor uns aufthaten; wir konnten nur staunend bewundern, genießen und dann unsere eigenen Kräfte erproben.“<sup>1)</sup> Das hat er denn auch gethan, und die Probe hat die Prüfung bestanden!

Die Umschau in verschiedenen Wissenschaften kam damals überhaupt vielleicht häufiger vor als heute. Es galt noch nicht als Sünde, an den Grenzpfählen seiner Spezialwissenschaft vorüberzugehen und das Gebiet des Nachbars zu betreten; auch war ja damals die Anschauung noch nicht die allherrschende, man könne den Schüler am besten zur Selbstthätigkeit anspornen, indem man ihn mit einer Masse von Stoff belade. Es blieb dem Fortschritt der neueren Zeit vorbehalten zu verlangen, daß man die jungen Leute „gesättigt“ entlasse.

Vor dem Wintersemester 1834/35 muß Grob *verbi divini minister* geworden sein; er nahm jedoch keine Pfarrstelle an, sondern entschloß sich weiter zu studiren und zwar nicht mehr Theologie, sondern Jurisprudenz. Vom genannten Wintersemester an bis zum Frühling des Jahres 1837 ist er inscribirt als *studiosus juris*. Während seiner Universitätsjahre

---

<sup>1)</sup> Nekrolog des Herrn Fürsprech Lauffer im Feuilleton der „Neuen Zürcher-Zeitung“, 23. Juni 1884.

hat er aber nicht nur ausschließlich den Büchern und Wissenschaften gelebt, er war Mitglied des Zofingervereins und hat demselben Jahre lang angehört. Noch ist eine Rede erhalten, die Grob als Centralpräsident im Jahre 1833 in Zofingen gehalten hat; mit Begeisterung spricht er sich hier über die Ideale des Vereins aus.

Im Hinblick auf Streitigkeiten, die im Verein ausgebrochen, mahnt er zur Versöhnlichkeit und Milde: „Keiner von uns verkennet die hohe Wichtigkeit dieses Festes. Mit dem Beginn der großen Bewegung im Staatsleben, die vor drei Jahren sich erhob, wurden auch in unserem harmlosen Verein Gegensätze sichtbar, die bald zum offenen Bruche zwischen mehreren Sektionen führten. Der Verein, in Anerkennung, wie gewiß beide Theile von verschiedenen Standpunkten redlich ihrer Ueberzeugung gefolgt seien, wollte einigen. Es gelang ihm nicht. Einer jener Theile löste sich ab vom Bunde. Man bemühte sich, für ähnliche Fälle zum Voraus schützende Mittel aufzustellen; aber auch hiebei zeigten sich so verschiedene Ansichten, daß man besorgen mußte, es würden noch andere Theile jenem Beispiele folgen und unser Jugendbund würde seine schöne Bedeutung, die durch Religion, Sprache und Staatsform getrennte Schweizer Jugend zu einigen, sehr geschmälert sehen, wo nicht ganz verlieren. Aber das verflossene Jahr hat unsere Besorgniß des Gänzlichen widerlegt und bewiesen, welch gesunder Sinn noch immer unter uns herrscht. Dank und Anerkennung den Mitgliedern aller Sektionen, deren Hauptbestreben es im letzten Jahre war, alle die Mißklänge des vorigen Jahres wegzuschaffen und dafür gegenseitige Anerkennung und Liebe zu pflanzen. Ihren Bemühungen möge dieses Fest die Krone aufsetzen. Das ist unser sehnlichster Wunsch!“

Wer erkennt nicht in diesen Worten denselben toleranten Sinn, der nachher seine ganze Wirksamkeit als Lehrer auszeichnet.

Wegen eines gefährlichen Augenleidens hatte Grob schon lange seine Studien nicht mit dem gewünschten Erfolge fortsetzen können; nun verschlimmerte sich die Krankheit so sehr, daß er im Sommer 1837 nach Nizza verreisen mußte. Auf Antrag des Herrn Professor Drelli be-



willigte ihm der Erziehungsrath Urlaub mit Beibehaltung seines Stipendiums. So nahm er denn Abschied von der Universität und verreiste Anfangs Mai 1837 nach Nizza, wo er bis zum Herbst dieses Jahres verblieb. Das Heimweh und die bange Besorgniß, wie es mit seinen Augen gehen möchte, übten Anfangs einen schweren Druck auf ihn aus. Bald aber hatte er sich an die fremde Stadt gewöhnt und bald fand er auch sein Gottvertrauen und seinen gesunden Humor wieder. Beinahe wäre er von Nizza aus als Hauslehrer für den Sohn eines holländischen Kapitäns in die weite Welt hinausgefahren. Es hat etwas außerordentlich Anmuthiges, wie er mit dem Kapitän bekannt wurde. Am Hafen umherspazierend, wie es seine Gewohnheit war, sieht er von weitem einen holländischen Kauffahrer. Er bleibt stehen, um ihn näher zu betrachten. Die Matrosen werden auf ihn aufmerksam. Sie vermuthen, daß er ein Deutscher sei und fangen nun an zu singen: „Du, du liegst mir im Herzen; du, du liegst mir im Sinn!“ Grob antwortet ihnen voller Freude und nun steigen einige von ihnen in den Kahn und holen ihn hinüber. Grob bleibt den ganzen Abend dort und ißt mit ihnen zu Nacht, Zwieback mit gesalzener Butter und Thee. Sie singen holländische Lieder, er mit seinem reinen hellen Tenor schweizerische, und schnell sind sie gute Freunde. Er besuchte dann das Schiff, bis es den Hafen verließ; das Anerbieten des Kapitäns aber lehnte er ab, weil es ihn doch wieder mächtig nach der Heimat zog. Aus dem gleichen Grunde hat er dann auch später den Vorschlag des Professors Schönlein abgelehnt, der ihn einlud, als Hauslehrer mit nach Berlin zu kommen. Die Briefe, die er von Nizza aus geschrieben hat, athmen köstlichen Humor; sie zeigen, welch wohlthätigen Einfluß der Aufenthalt im Süden auf den jungen Mann ausübte. Als das Augenübel abzunehmen begann, kehrte er im September nach Zürich zurück.

Im Seminar Rüsnacht war damals gerade eine Hülfslehrerstelle für Deutsch und Kopf- und Zifferrechnen frei geworden. Grob bewarb sich um dieselbe. Unwillkürlich fragt man sich, wie er zu diesem Entschlusse kommen konnte; wies ihn doch weder sein Studium der Theologie



noch das der Jurisprudenz auf ein solches Amt hin. Und doch scheint uns die Lösung des Räthsels nicht schwierig. Das Studium der Rechte hatte er seiner Augenkrankheit wegen wohl nicht intensiv betreiben können, Pfarrer zu werden hat er aber, wie wir sehen werden, nie recht Lust gehabt. Schon damals mochte er fühlen, daß er seiner ganzen Anlage nach zum Lehrer bestimmt sei. Daß es sich nun im vorliegenden Falle um Mathematik handelte, mag ihm seinen Entschluß gewiß nicht erleichtert haben; aber es ist ja nicht das erste Mal, daß ein talentvoller, unbemittelter Mann sich um eine ihm nicht genehme Stelle bewirbt, nur um doch wenigstens sein Brod auf ehrliche Weise verdienen zu können. Jedenfalls, das dürfen wir mit Sicherheit voraussetzen, hat Grob die Ueberzeugung gehabt, dem Amt gewachsen zu sein, wenn er es auch von allem Anfang an als ein nur vorläufiges, einstweiliges angesehen hat. In seinem Anmeldungs Schreiben bezeichnet er als sein Hauptstudium die Theologie, „obchon mich meine Neigungen seit bald acht Jahren mehr oder weniger ebenso sehr zu andern Fächern, namentlich zur Geschichte hinzogen“. Auch anerbote er sich, bei den Turn- und Schwimmübungen behülflich zu sein, da er acht Jahre in der Schwimmanstalt Unterricht gegeben habe. Grob erhielt die Stelle. Kurz vor dem Antritt derselben war er mit seinem Freunde Hofmeister in Freiburg gewesen und hatte das dortige Jesuitenkloster besichtigt. Die Eindrücke, die er in demselben erhielt, hat er nicht nur recht anschaulich beschrieben,<sup>1)</sup> sondern auch später im Unterricht bei der Schilderung des Jesuitenordens auf's trefflichste zu verwerthen gewußt.

Die beiden Freunde kamen auf der Berner Straße nach Freiburg. Von weitem schon glänzten ihnen die stolzen Gebäude der Jesuiten, Kloster, Kirche und Pensionat entgegen, und da sie des Jesuitenklosters wegen die Fahrt unternommen hatten, zögerten sie nicht, gleich am andern Morgen nach ihrer Ankunft an dem Thor desselben anzuklopfen und um Einlaß zu bitten. Lassen wie jetzt Grob selbst das Wort.

---

<sup>1)</sup> Im „Pädagogischen Beobachter“, 1837, Nr. 43—46.

„Wir stiegen die steinernen Treppen hinauf (die Stufen sind so ausgetreten, daß hie und da zwei fast ineinander laufen) und waren nun auf dem alten langen Korridor. Lange verweilten wir hier, langsam auf und nieder gehend. Viele Väter in ihren schwarzen Gewändern ergingen sich da, die Einen lasen, Andere redeten mit halber Stimme zu einander, stiegen auf und ab, öffneten und schlossen ihre Zellen; überall ringsum herrschte tiefe Stille; nur die Tritte der Gehenden und etwa das Knarren einer Zellenthür hallte an den Mauern wieder; die vorbeigehenden Väter grüßten uns höflich, sogar ehrerbietig, doch ohne weiter uns zu beachten, ohne uns anzureden. Die Meisten waren von blasser Gesichtsfarbe; von der Wohlbeleibtheit und Rothwangigkeit, wie man sie etwa in andern Klöstern antrifft, war keine Spur zu finden, in ihren Zügen lag Ernst und Nachdenken. An den Wänden hingen die Bildnisse der berühmten Väter, Helden und Märtyrer des Ordens; unter jedem stand in lateinischer Sprache Geburt, Tod, Schicksal und Verdienst des Mannes. Diese ernsten Gesichter, dieses leise Gehen und Reden, das weite Hallen eines jeden Geräusches durch die Stille, der Gedanke an den Einfluß, welcher aus diesem stillen, von allem übrigen Leben abgeschlossenen Orte durch die Zeiten hinab auf die Welt ausgeübt worden war, dieses Alles flößte uns eine gewisse Scheu ein, so daß wir unwillkürlich selber leise auftraten, und nur flüsternd zu einander redeten. Aus den Fenstern sahen wir auf den weiten Hofraum und Garten hinunter, wo wieder einige Väter lesend spazierten.

„Durch eine geöffnete Thüre blickten wir in's Bibliothekzimmer, aber ehe wir den Vater, welcher hinein ging, anreden konnten, schloß er die Thür hinter sich. Mehrere, welche wir angehen wollten, schienen, in ihre Zellen tretend oder umlenkend, unserer Anrede zu entweichen; Andere erwiderten uns auf die Frage, ob wir die Bibliothek besuchen dürften, unter den höflichsten Verbeugungen und Ausdrücken, sie wissen es nicht; einer schien uns kaum zu verstehen, er redete nicht deutsch und französisch wenig, es war ein Engländer. Endlich sagte uns Einer, der Vater Bibliothekar sei nicht da, er wolle aber sehen, ob wir nicht doch hinein

dürften. Alle redeten mit uns in französischer Sprache und leise, wie in der Kirche; bei einigen kam es uns vor, als schauten sie scheu um sich, ob sie wohl nicht gesehen würden, während sie mit uns redeten. Gegen einander schienen sie mehr zeremoniell als vertraut; man bemerkte leicht Unterschied im Range.

„Endlich erschien der Vater Minister und öffnete uns die Bibliothek, indem er sagte, sie sei sehr unbedeutend; jeder Vater habe seine eigene kleine Bibliothek, so daß eine gemeinschaftliche weniger Bedürfniß sei; viele Bände seien in den Händen der Professoren und Schüler. Wir fanden seine Aussage bestätigt: in einem nicht sehr großen Saal stehen alle Bücher; es sind deren aus allen Wissenschaften vorhanden, theologische (besonders Streitschriften, *contra protestantes*), philosophische, philologische (wir sahen keine neueren Ausgaben, viele französischen Uebersetzungen), historische (Kirchengeschichte, englische, deutsche, französische, schweizerische, Johann von Müller fanden wir nicht) — aber wenige aus jedem Gebiete, alle nach den Wissenschaften wohl geordnet; in einem besondern geschlossenen Schranke standen Manuscripte und seltenere Bücher. Wir waren sehr erstaunt über die ausgezeichnete Gefälligkeit, mit welcher der uns begleitende Vater uns Alles zeigte, öffnete, erklärte.

„In dem Saale saß ein junger Vater an einem Tische und studirte. Er erhob sich sogleich, wie wir eintraten, und redete uns deutsch an; schon sein Aeußeres nahm uns sehr ein, sein heiteres Auge, seine sanfte Stimme und seine Sprache; noch mehr aber wurden wir erfreut, als er sich in ein Gespräch mit uns einließ und uns mit sichtbarem Vergnügen über Alles Aufschluß ertheilte. Es war keine Spur an ihm von jenem übeln Charakter zu finden, wie er uns als unzertrennliches Wesen des Jesuiten in hohen und niedern Schulen dargestellt wird. Von diesem erfuhren wir, daß gerade Ferienzeit sei und wir folglich keinen Unterricht hören könnten. Er tröstete uns darüber mit der Bemerkung, daß die Lehre sehr veraltet und von der Art und Weise, wie sie auf deutschen Hochschulen Statt finde, noch sehr entfernt sei; der Unterricht geschehe in allen Fächern lateinisch, es seien noch die alten Eintheilungen der Klassen

nach Logik, Rhetorik und so weiter (wahrscheinlich wie es noch vor nicht vielen Jahren in dem gelehrten Zürich war). „Aber“, fuhr der Vater mit freudigem Blick fort, „es soll nun unter uns anders werden; wir arbeiten an einer großen Reform unseres ganzen Lehrwesens in der Weise, daß wir die Fortschritte der neuern Zeit in allen Gebieten der Wissenschaft uns aneignen und benutzen, wie es unserm Zwecke angemessen ist.“ Letzteres beizufügen trug der Mann kein Hehl, wie Einer, der von der Reinheit seiner Absichten überzeugt, oder, selbst getäuscht, ein ruhiges Gewissen hat. Er gab sich selbst als Einen von denjenigen zu erkennen, welche die Bestimmung hätten, durch das Studium der neuen Lehren und Vergleichung derselben mit den bestehenden alten thätigen Antheil an jener Reform zu nehmen. Er legte uns ferner den Unterschied der beiden hier vereinigten Schulen aus. Die eine ist eine höhere wissenschaftliche Freiburgische Lehranstalt, ein Lycäum, dessen oberste Klasse, das Seminar, die jesuitischen Theologen bildet; die andere, das Pensionat, ist ein Privat-institut des Jesuitenordens, zu welchem Freiburg nur die Gebäude hergibt. An der erstern Schule stehen noch zwei alte, nicht jesuitische Lehrer aus der frühern Zeit; an letztern sind alle Lehrer Jesuiten. Wir fragten noch nach den einzelnen Fächern, nach der Menge der Lehrer, ihrem Einkommen u. s. w. Auch über diese Fragen gab uns der Vater genügenden Bescheid, und als wir uns trennten, gab er uns eine mündliche Empfehlung in's Pensionat mit und lud uns freundlichst ein, wieder zu ihm auf die Bibliothek zu kommen, wenn wir über Sein und Treiben der Jesuiten noch mehr Aufschluß wünschten. Wir entfernten uns, von beiden Vätern bis zur Hausthür des Klosters begleitet.

„Stille durchschritten wir Hof und Garten in sonderlichen Gedanken; gemäß unsern Begriffen hatten wir einen finstern, in Schlaueit gehüllten Geist, ein vermodertes, absichtlich in Stockung erhaltenes, mönchisches Schulwesen erwartet. — Wir fanden ein reges Streben. Wenn wir oft auf einen Gegner unseres Glaubens, unseres besten Wissens und Willens trafen, so sahen wir doch einen andern, als den erwarteten, vielleicht um so gefährlicheren, je mehr und kräftigere Mittel er als Stützen seines

Gebäudes zu benutzen weiß. In diesen weiten, stillen Räumen störte Nichts unsere Gedanken, wir hingen ihnen nach und sie führten uns auf den Ernst, die hohe, schwere Aufgabe der Geschichte und des Geschichtsforschers, frei von Vorurtheilen, ohne vorgefaßte Neigung oder Abneigung, ohne Nachbetelei, ohne Schmuß und Windbeutelei, nach eigener Prüfung die Dinge darzustellen.“

Den Besuch des Pensionats verschoben die beiden jungen Zürcher auf den Nachmittag. Sie meldeten sich und bald, wie Grob weiter erzählt, erschien der Vater Minister, „eine hohe männliche Gestalt, und fragte nach unserm Begehren; wir brachten es nebst der Empfehlung aus dem Kloster vor. Während wir redeten, forschte sein Blick uns aus. ‚Woher kommen Sie und was wünschen Sie eigentlich zu sehen?‘ fragte er weiter. Dieser kalte Ton, dieser strenge Ernst, das vornehme Wesen unserer ganzen Umgebung brachte unsere des Französischen nicht ganz mächtige Zungen in einige sprachliche Verwirrung, und, um uns ehrenvoll herauszuziehen, griffen wir zur ehrlichen deutschen Muttersprache. Wir wurden verstanden, der ernste Mann wurde freundlicher, bedauerte, wegen Geschäften uns nicht selbst herum führen zu können; ‚ich will Ihnen aber,‘ fuhr er deutsch fort, ‚einen unserer jüngern Väter anweisen‘ . . . . Wir traten in das Audienzzimmer, der Boden war eingelegt, die Sessel gepolstert, an den Tapeten hingen hohe Spiegel und einige Porträts, an den Fenstern Vorhänge in bunten Schlingungen. Auf einem zierlich beschriebenen Täfelchen lasen wir die Namen der ausgezeichnetsten und mit Preisen beehrten Zöglinge, alle junge Franzosen. Es waren noch mehrere Personen mit uns in dem Zimmer; unter diesen ein dem Ansehen nach vornehmer Herr, welcher seinen Sohn, einen Knaben von 10—12 Jahren, unter einem Strom von Bücklingen, in der unterthänigsten Stellung einem der Väter vorstellte und ihn seiner Gewogenheit empfahl. Wir hatten uns hier kaum umgesehen, so trat ein jüngerer Vater ein, und anerbote sich, uns durch das Gebäude zu führen. Es war ein unruhiger, gefälliger, geschmeidiger Mann von feiner Sitte, eine stete Bereitwilligkeit zu antworten, zu dienen, und Lächeln



spielte um seinen Mund; in seinen Augen spiegelte sich ein heller und klarer Verstand. Wir wunderten uns selber darüber, wie viele ausdrucksvolle Gesichter und besonders Augen wir unter diesen Jesuiten beisammen fanden.

„Wir wurden nun in den Speisesaal, in die drei Kapellen, das Zeichnungszimmer, die Schlafstellen, den Kleidersaal und das Theater geführt. Im Speisesaal war eben noch gedeckt; auf vielen Reihen von Tischen lagen unzählige Gedecke, alle völlig gleich, jedes mit einer Nummer versehen; kein Speisegeruch, keine abgefallenen Brotsamen verriethen, daß vor einer Stunde noch hier die Mittagstafel war gehalten worden. Die Tische reihen sich zur Rechten und Linken eines Ratheders, auf welchem der Rector den Zöglingen während des Essens vorliest. ‚Wir haben,‘ sagte unser Führer, ‚um 400 Zöglinge, und 300 stehen auf der Liste, welche nicht aufgenommen werden konnten. Wegen dieses Mangels an Raum bauen wir ein ähnliches Gebäude in Steffis; der größte Theil der Zöglinge ist aus Frankreich. O, unsere Anstalt hat sich der belohnendsten Theilnahme zu erfreuen; das setzt uns auch in den Stand, dieselbe immer mehr zu vervollkommen. — Wir fragten nach der täglichen Kost der Zöglinge. ‚Sie besteht in Suppe, Fleisch und Gemüse, an den Festtagen, deren wir sehr viele haben, noch darüber hinaus in einem, zwei, drei bis vier Beigerichten, je nach der Größe des Festes,‘ erwiderte unser Vater, dem es am Herzen zu liegen schien, uns die Ueberzeugung beizubringen, daß die Zöglinge bei ihnen nicht darben müssen. Wir gingen mehrere offen stehende Schulzimmer vorbei die steinerne Treppe hinauf in die erste Kapelle. Alle drei tragen denselben Charakter, haben auch ungefähr dieselbe Größe; es sind geräumige Säle, auf’s zierlichste ausgerüstet, mit einfachen geschmackvollen Altären, guten Altarblättern und Bildern, die Vorhänge auch hier bunt in glänzenden Farben spielend, alle Stoffe sehr fein. In einer der Kapellen liegt am Altare die Leiche eines Heiligen, in Wachs geformt.

„Von welcher Confession sind Sie?“ fragte der Jesuite.

„Wir sind Reformirte.“

„Treten Sie immerhin näher, dieses Bild ist ein Geschenk von Rom, von wo aus uns überhaupt viel Wohlwollen und Zufriedenheit bezeugt wird.“

„Die Kapellen sind sehr helle, nur der Altar ist in einige Dunkelheit gehüllt. In einer derselben lag ein älterer Vater auf den Knien, wie wir eintraten. Niemand war da außer ihm, unbeweglich verharrte er in dieser Stellung; auch unser Eintreten und Flüstern bewog ihn nicht, den gesenkten Blick aufzurichten, oder einen seiner Züge zu verändern, nur die Lippen bewegten sich leise.

„Das Zeichnungszimmer bildet ein längliches Viereck, an dessen beiden längern Seiten Reihen von Fenstern hinlaufen; der Eingang ist an einer der kürzern Seiten, gegenüber stehen Zeichnungen, große Kupferstiche, Vasen, Büsten u. s. w. „Wir haben einen ausgezeichneten Zeichnungslehrer, indem wir diese Kunst und die Musik sehr hoch halten,“ sagte der Vater. Wir traten an die Fenster und schauten in den weiten geschlossenen Hof hinunter. Einige Zöglinge spielten Ball, andere schlugen den Reif. Dies ist der Erholungsplatz, sowie die Reit- und Fechtchule der Zöglinge; eine gedeckte Halle gewährt ihnen Schutz bei schlechter Witterung.

„Wir stiegen noch eine Treppe höher und gelangten zu den Schlafstellen, die uns sehr merkwürdig waren. In einem Saale von ungeheurem Umfange sind lange Reihen von Zellen angebracht, an jeder der zwei Seitenwände eine Reihe, und in der Mitte durch den Saal hin eine Doppelreihe; zwischen dieser und jeder Seitenreihe läuft ein Gang. Die Wände der Zellen sind 7—8 Fuß hoch, erreichen also bei weitem nicht die hohe Decke des Saales; als Decken dienen den Zellen Gitter, durch welche Licht und Luft hineindringt; jede Zelle hat eine Thür in den Gang hinaus, keine Seitenthüre in die anstoßende Zelle. Auf der Thür ist die Nummer angebracht; im Innern steht ein einfaches, etwas niedriges Bett, ein Tischchen mit Waschgeschirr, ein Stuhl und die übrigen nothwendigen Geräthe, so in jeder Zelle. Damit ist mehr als die Hälfte von dem Raum derselben angefüllt. Unter gebotenem Schweigen



treten die Zöglinge des Abends in diesen Saal; wenn sie sich in ihre Zellen, wo kein Wort gestattet ist, vertheilt haben, werden von Außen alle Thüren geschlossen und die Schlüssel abgenommen; auf diese Weise ist der Zögling in seiner Zelle gegen jede Störung oder nächtlichen Besuch von Außen gesichert, er kann von Innen öffnen und hinaustreten, aber, wenn er einmal geöffnet hat, nach einer besondern Einrichtung des Schlosses, nicht mehr schließen. Zur Aufsicht und Bewachung haben einige der Väter im Saale der Zellen ihr Lager; diese sehen am Morgen nach den offenen Thüren und befragen den Zögling um die Ursache des Oeffnens. Der Saal wird nicht geheizt; für die Schwächlichen und Kranken, wie für die Jüngern sind besondere Schlafstellen.

„Hier fragten wir nach der täglichen Lebensweise der Zöglinge, und ehe wir unsere Frage geendet hatten, zuckte schon die Antwort um den Mund des Paters. „Alle Tage stehen die Zöglinge um 5 Uhr auf, im Winter wie im Sommer; wenn sie sich angekleidet und die Betten zurecht gemacht haben, bereiten sie sich auf den Unterricht vor. Nach einer Stunde gehen sie gemeinschaftlich zur Messe und von dieser zum Frühstück, das in Milch oder Suppe besteht. Um 8 Uhr beginnt der Unterricht und dauert zwei und eine halbe Stunde; darauf folgt eine Zwischenzeit der Erholung, wo die Zöglinge im Hofraum spielen und dann wiederum Arbeit bis zum Mittagessen. Auf ähnliche Weise ist der übrige Tag eingetheilt. Abends werden zuweilen Spaziergänge gemacht. Das Abendbrot besteht in Früchten. Die eigentliche Unterrichtszeit dauert nur 5—6 Stunden, aber immer sind die Schüler unter Aufsicht, Tag und Nacht, in der Zelle, wie im Speisesaal, während des Unterrichts, wie auf dem Spaziergang.“

„Der Pater schien auf diese Einrichtung stolz zu sein und sie als ein Grundprinzip dieser so blühenden Anstalt darstellen zu wollen. Wir fragten ihn, ob hier noch nie eine Sittenverderbniß, welche sich oft lange aller Wachsamkeit zu entziehen weiß, und darum desto weiter um sich greift, ihre Wurzeln geschlagen habe. „Niemals,“ erwiderte der Pater; „wer würde uns sonst seine Kinder anvertrauen? Das ist unsere größte

Sorge, daß die Zöglinge an Leib und Geist gesund bleiben, sonst wäre es bald um den Ruf unserer Anstalt geschehen. Darum dürfen sie keine Bücher lesen oder besitzen, die sie nicht von uns selbst erhalten; derjenige, bei welchem mehrmals fremde Bücher gefunden werden, wird fortgewiesen. Die Bücher, welche wir haben, sind alle von uns ‚korrigirt.‘ So sind wir sicher, daß nichts Unmoralisches das Gemüth unserer jungen Leute verdirbt.

„Im Theater treten jüngere sowohl wie ältere Zöglinge als Acteurs auf, und der Pater schien auf dieses Mittel der Bildung viel zu halten. So waren wir nun im ganzen Gebäude herum gekommen. Wo wir nur die Augen hinwandten, da glänzte uns Ordnung entgegen: Diese steinernen Treppen, auf welchen täglich einige hundert Menschen auf und nieder stiegen, diese großen Platten, womit die Gänge belegt sind, die geweißten Mauern, blanken Thüren, Geräthschaften, Kleider, sie schienen gar nie berührt zu werden; selbst diese äußerlichen Dinge, bis auf das geräuschlose Auf- und Niedergehen der Dienstboten, verrath eine leitende Hand. Es war uns von großem Interesse zu erfahren, durch welche Mittel diese äußere und innere Ordnung aufrecht erhalten werde. ‚Früher,‘ sagte uns der Pater, ‚strafte wir durch Entziehung von Speisen; jetzt thun wir es nicht mehr. Wir wenden auch in der Regel nicht Schläge an, vielleicht etwa einen leisen Schlag mit der Hand auf die Finger der Fehlenden. Kommen wir je in Fall, einen der jungen Zöglinge härter zu züchtigen, so vollziehen wir die Strafe nie selbst; doch das ist selten. Wir strafen die Bösen durch Mißfallen und durch Belohnung der Guten. Konsequenz ist unsere festeste Stütze.‘

„Unter diesen Gesprächen hatten wir die Hausflur erreicht und wir nahmen Abschied. Wie wir die Hausthür öffneten, drang eine Schaar jüngerer Zöglinge, die aus den Ferien zurückkehrten, rasch hinein, fiel dem Pater um den Hals, schüttelte seine Hände und jubelte und frohlockte.“

Das ist die Schilderung der Freiburger Jesuiten-Anstalt, wie sie Grob unter dem unmittelbaren Eindruck seines Besuches im „Pädagogischen

Beobachter“ veröffentlicht hat. Wir gaben sie zum große Theile wörtlich wieder, weil sie in ebenso hohem Grade durch ihren Inhalt das Interesse fesselt, wie durch die frische Anschaulichkeit der Darstellung und die Unbefangenheit des Urtheils.

Außer dem eigentlichen Unterrichte im Seminar wurde Grob, wie er gewünscht, die Leitung der Turn- und Schwimmübungen übertragen, eine Beschäftigung, über die er sich wiederholt mit Vergnügen äußert. Hatten ihm anfänglich die Klassen in Bezug auf Disziplin allerlei zu schaffen gegeben, so änderte sich das gerade infolge seines Turn- und Schwimmunterrichtes, indem er sich durch diesen sehr schnell bleibenden Respekt zu verschaffen mußte. Aus Alexander Schweizers Selbstbiographie wissen wir, welche Begeisterung die damaligen jungen Leute für das Turnen empfanden. Es war noch kein obligatorisches Fach; aber gerade deswegen war der Eifer ein um so größerer, und Grob galt als einer der besten Turner und Schwimmer.

Seine Thätigkeit im Seminar reichte nur bis zum Herbst des Jahres 1838. Das Jahr, welches er hier zubrachte, gehörte nicht zu seinen angenehmsten Erinnerungen. Es war weniger das ihm doch fernliegende Fach der Mathematik, was ihm seine Stellung in Rüsnacht unangenehm machte, als der Umstand, daß sich das Verhältniß Grobs zu Direktor Thomas Scherr immer unfreundlicher gestaltete. Die Beschwerden des jungen Lehrers fanden nach seinen Aussagen beim Direktor nur taube Ohren, so daß Grob bald einsah, seines Bleibens werde hier nicht lange sein. Dessenungeachtet gab er die Stunden mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit. Auch wissenschaftlich arbeitete er weiter, indem er während dieser Zeit mit großem Eifer Beckers Grammatik studirte. Bald sollte er den Verfasser selbst kennen lernen. Der berühmte Sprachgelehrte machte nämlich gerade damals Scherr einen Besuch, bei welcher Gelegenheit ihm sämmtliche Lehrer vorgestellt wurden. Von den Seminari-  
sten wurde er mit Gesang und einer Ansprache begrüßt. Grob schildert ihn als einen hohen, starken Mann mit schneeweißem Haar, aber außerordentlich rüstig, jugendlich lebhaft, von schlichtem Aeußern und scharfem Blick.

Sommer 1838 waren die Differenzen mit Scherr so groß geworden, daß an ein erfolgreiches Wirken nicht mehr zu denken war. Grob trat von seiner Stelle zurück und siedelte wieder nach Zürich über. Es ist bezeichnend für seinen Charakter, wie er seinen Freunden gegenüber Scherr bei alledem zuerst vertheidigte, obwohl er der festen Ueberzeugung war, daß dieser ihm manche Hindernisse in den Weg gelegt und so an seinem Mißgeschick vorzugsweise schuld sei. Ob er sich hierin nicht doch etwas geirrt hat, wer will das entscheiden. Das Verhältniß zwischen diesen beiden Männern war wohl von Anfang an kein besonders intimes, es waren Naturen, die sich, um wenig zu sagen, jedenfalls nicht anzogen. Scherr mochte mit richtigem Blick sehr bald erkannt haben, daß er in Grob keinen Lehrer gefunden, der seinen Plänen rückhaltlos entgegenkam und über den er, wie es seinem etwas autoritären Charakter genehm war, vollständig verfügen konnte. Er ließ ihn deshalb gehen, und Grob, der einen Rückhalt am Direktor schmerzlich entbehrte, legte die Haltung Scherrs als Abneigung aus, womit er insofern ja allerdings das Richtige traf, als von der Indifferenz die Brücke zur Antipathie recht schnell geschlagen ist. Von allem Anfang an fehlte daher das gegenseitige Vertrauen und hiemit für den jungen, in ungewohnten Fächern unterrichtenden Lehrer eine wichtige Vorbedingung des Erfolges. Grob litt unsäglich unter diesem Verhältniß, so daß die endgültige Lösung desselben für ihn die reine Erlösung und sein Scheiden von Scherr ein wenig freundliches war. Immerhin war dieser gerecht und ehrlich genug, um auch anzuerkennen, was er an Grob Gutes fand.<sup>1)</sup> Er nennt ihn „einen wackern jungen Mann, der in philosophischer und historischer Hinsicht eine sehr gute Bildung besitzt und mit Talent den besten Willen vereinigt“; er schreibt das Mißgeschick, das Grob betroffen, einzig dem Umstande zu, daß derselbe mathematische Fächer übernommen hatte.

---

<sup>1)</sup> Ignaz Thomas Scherr: Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthaltes im Kanton Zürich 1825—1839, III, 1840, S. 34.

Welches nun auch die Ursachen gewesen sein mögen, Grob hatte seine Stelle verloren und die Umstände, unter denen dies geschah, waren nicht derart, daß sie Grob gleichgültig gelassen hätten. Trotzdem er aufathmete, daß das unhaltbare Verhältniß sein Ende gefunden, war seine Stimmung in der ersten Zeit doch eine sehr gedrückte. Auf die Länge ließ er sich freilich nicht von ihr beherrschen. Den Freunden schüttet er sein Herz aus, und an ihren Worten richtet er sich wieder auf.

Beim Lesen der Briefe, die er an dieselben schreibt, empfindet man einen wahren Genuß, es überkommt einen unwillkürlich der Wunsch, solche Briefe möchte man auch erhalten. Denn wie in einem ruhigen See sich die umgebende Landschaft spiegelt, so in diesen Briefen sein goldlauterer Charakter, seine Offenheit, die vor dem Freunde auch nicht das geringste Geheimniß kennt, sein selbstloser Sinn und seine fast demüthige Bescheidenheit, mit der er sich seinen Freunden unterordnet. Manchmal ist er nur fast zu ängstlich, zu behutsam; er macht Vorbehalte, wo wir ein entschiedeneres Urtheil hören möchten. Aber auch dieser Zug ist ein Theil seines Wesens, eng mit allem andern verbunden. Es wohnte ihm eine gewisse Scheu vor der Außenwelt inne, eine Scheu, wie sie sich bei Naturen mit einem reich besaiteten, feinen Empfinden nicht selten finden wird. Für ein Wirken im Großen, für den Kampf auf dem Forum, war sein Wesen nicht geschaffen. Aus diesem Grunde hat er sich auch niemals entschließen können, sich um das in's praktische Leben eingreifende Amt eines Seelsorgers zu bewerben.

Auf den ersten Blick scheint dies befremdend und doch erklärt es sich leicht genug. Gott gegenüber war Grob, so skeptisch er sich in manchen Dingen verhalten mochte, von einem kindlichen Vertrauen erfüllt. Er war eine tief religiös angelegte Natur und seine religiöse Ueberzeugung erschien ihm als ein um so köstlicheres Gut, als dieselbe aus langen, schweren Gewissenskämpfen hervorgegangen war. Seine Gottesanschauung war ganz und gar der Glaube an Gott im Sinne Luthers, die *pietas*, die *fides*, das Vertrauen des Kindes zu seinem Vater, von dem es weiß, daß er stets sein Bestes will. Je länger solche Kämpfe



dauern, je tiefer sie das Innere aufwühlen, um so gefestigter wird die Anschauung werden, die sich in diesem Kampf gebildet hat, eine siegesichere Ueberzeugung, die vor keinem Gegner mehr kapituliren wird.

Aber von hier an gehen die Wege auseinander. Die Einen, das sind die gewaltigen, expansiven Naturen, die fühlen in sich den unwiderstehlichen Drang, aus ihrer Zelle herauszutreten und vor ihrem Volke Zeugniß abzulegen von dem schwer errungenen Glauben, sie fühlen sich getrieben, auch andern Menschen den Frieden zu bringen, den sie in sich verspüren, in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß auch die andern ein solches Bedürfniß nach innerer Ruhe beherrsche. So die Einen.

Neben diesen reformatorisch auftretenden, kühn ausschreitenden Naturen gibt es aber wieder andere, in denen ein solcher Drang zur Propaganda nicht herrscht. Auch sie haben gestritten und gelitten; was sie aber als ihre Ueberzeugung erkämpft haben, bergen sie als edelstes Kleinod tief im Innersten. Es würde ihnen als Profanation erscheinen, davon zu sprechen. Es ist ihnen so ausschließlich Herzenssache, daß sie auch die leiseste spöttische Bemerkung tief verletzt. Es ist eine Religion des Gemüthes, die der nüchterne, zerlegendе, zur Diskussion aufgelegte Verstand nur zu verwunden vermöchte. Es ist so sehr eine Religion des Gefühls, daß sie sich gar nicht ohne von ihrer Kraft und Wärme zu verlieren, in bestimmte Formeln, Glaubenssätze fassen läßt. Zu diesen Naturen gehörte Grob, tief religiös, doch nicht erfüllt vom Drang des Mittheilens, das Dogma nicht verachtend, aber von der Anschauung getragen, daß in ihm nicht der Kern einer Religion zu suchen sei, daß das Dogma nicht das Wesentliche sein könne. Und darum konnte er nicht den praktischen Beruf eines Geistlichen ergreifen; seine ganze Natur hat sich gegen diesen Gedanken gesträubt. Wohl empfindet er dies selbst oft als Schwäche, aber er kann nicht anders. Ein Pfarrer muß Propaganda für seine Anschauung machen, er muß sich äußern und sein Empfinden in Worte fassen, er muß unter Umständen auch für sie eintreten und sie mit den Waffen der Dialektik vertheidigen. Alles das hätte Grob nicht gekonnt. Wenn er selber einmal meint, er sei für das Amt nicht würdig, wenn er sich selbst

Mangel an Glauben vorwirft, so fühlte er ganz gut, daß sich hinter diesen Gründen etwas anderes verbarg. „Ich gestehe,“ so schreibt er 1838, „daß jenem Grunde ein Gefühl zu Grunde liegt, von dem ich mir nie gehörig Rechenschaft gab, daß mit dem Mangel an Glauben wohl auch ein Wille nicht zu glauben, oder vielmehr eine Saumseligkeit und Fahrlässigkeit verbunden ist, daß ich nicht die rechte Lust habe, wie ich doch auch schon behauptete. Es war schon lange so in mir; ich hatte große Freude an dem Wirken der echten Geistlichen, aber selbst einer werden konnte ich nicht.“ Dazu kam allerdings noch eins, das nicht unberücksichtigt bleiben darf: seine erwachende Neigung zur Geschichte und zum Geschichtsunterricht. Schon damals war er sich vollständig bewußt, daß er seiner ganzen Natur nach hier am meisten wirken könne.

Die nächste Zukunft hatte ihm einstweilen nichts zu bieten. Wohl sprach Scherr davon, ihm die Leitung eines neu zu gründenden Erziehungs-institutes übertragen zu wollen. Grob schlug jedoch das Anerbieten ohne Zögern aus, da er um keinen Preis länger von Scherr abhängig sein wollte; zudem schien es ihm zweifelhaft, ob es diesem mit seinem Antrag überhaupt Ernst sei. Er wirft Scherr Falschheit und Despotismus vor. Seit Anfang November finden wir ihn daher in Zürich, wo er beginnt, Privatstunden zu geben und daneben sich ganz und gar dem Studium der Geschichte zu widmen. Einläßlich beschäftigt er sich mit Cicero und Livius. „Diese Lektüre hat mir nun mein Lieblingsfach wieder recht lebhaft vor die Seele geführt; ich wiege mich in dem Gedanken, die Geschichte zu meinem Fache zu wählen,“ schreibt er in einem Brief aus jener Zeit. Besondere Freude machen ihm in Livius die Reden, die er „vortreffliche Deklamationen im besten Sinne“ nennt. Zur Livius-Lektüre gesellte sich bald die des Thukydides und Polyb. Die Beschäftigung mit diesen Autoren reizte ihn, eine kritische Arbeit über die Quellen zum punischen Kriege zu schreiben, vielleicht den zweiten selbst darzustellen. Auch mit dem Gedanken, eine Geschichte des schweizerischen Staatsrechtes zu verfassen, beschäftigte er sich. Seine Briefe spiegeln den ganzen Eifer, der ihn damals erfaßte, getreu wieder. Mit Vorliebe spricht er immer



wieder von seinen historischen Studien. „Polyb,“ so äußert er sich, „ist ein fast geschwächter Alter; aber er besitzt die größte Klarheit und Durchsichtigkeit; er ist fast aller Idealität barm, aber sehr human, streng und unparteiisch, darum höchst belehrend. Livius dagegen fast ganz Dichter wie Johannes von Müller. Ohne mit Bewußtsein dem Faktum Gewalt anzuthun, kann er nicht anders, als alles, was zur Verherrlichung des römischen Volkes beiträgt, in's schönste Licht zu stellen; er und Müller haben es, wie Polyb von einem andern als Tadel sagt, 'sie sind Liebende, die über ihre Geliebten schreiben' . . . . Polyb und Thukydides dagegen sind Männer, die lange Zeit an öffentlichen Geschäften standen und durch dies Leben genöthigt worden sind, die Phantasien der Jugend aufzugeben.“ Thukydides erscheint ihm dabei als der weitaus Tiefere, Großartigere, „obgleich noch ganz in dem räumlich engen Kreise des Griechenthums sich bewegend, während Polybs Werk die weitreichende Basis hat, die durch Alexander und hernach Roms Eroberungen gegeben wurde. Da er schrieb, war Griechenland dahin und es beginnt ein Kosmopolitismus, ein römisches Weltbürgerthum; schon zeigen sich in Polyb vielfach die Grundlagen der damals begründeten Wissenschaften, der Weltgeographie und dgl., deren Ausbildung erst durch jene Vernichtung der Volksthümlichkeiten recht möglich wurde. Während noch Thukydides, ähnlich wie Livius, doch markiger, in den Reden und Gegenreden seine tiefen politischen Beobachtungen niedergelegt und dadurch seinem Werke ein dramatisches Interesse gibt, läßt Polyb dies ganz bei Seite und fügt schon nach Art der Modernen von Zeit zu Zeit längere Raisonnements ein, um Standpunkt und Plan der Handelnden zu zeigen.“

Auch moderne Werke studirt Grob, so Leo's Universalgeschichte, die er radikal, stürmend und die Geschichte konstruierend nennt. Doch findet er den Grundgedanken des Werkes, den Charakter eines Volkes in seiner Religion zu suchen, herrlich und tief. „Lange hat kein Gedanke so in mir gezündet; wenn Leo tausendfach Irriges schriebe, das bleibt mir gewiß, das ist der Anfang der wahren ethischen Betrachtung der Geschichte.“ Daß Grob hier das ethische Moment bei der Geschichtsdarstellung so sehr

hervorhebt, ist kein Zufall, da seine eigene Auffassung durch und durch von diesem Gesichtspunkte beherrscht war.

In denselben Briefen, in denen er sich über Livius und Polyb äußert, finden sich auch schon Andeutungen über kommende Ereignisse in der Geschichte Zürichs. Ueber dem Studium des Alterthums verlor er nicht das Interesse an der Gegenwart. Strauß, schreibt er, werde nun wohl an Elverts Stelle berufen werden. „Ich glaube immer, Strauß, wenigstens wenn er die Absicht der Berufung erfährt, werde nicht annehmen; ich halte ihn für zu ehrenhaft. Thut er es aber doch, so kann gewiß auf die Dauer auch das nur zur Ehre der Wahrheit ausschlagen. Aber das Unheil“, so fährt er bekümmert fort, „das gewiß da und dort entstehen würde, durch Auseinanderreißung von Kirche und Staat, durch Auflösung alles Friedens, aller ruhigen Entwicklung, das werden die Rückslosen auf dem Gewissen haben, die hauptsächlich diese Wahl betreiben, Keller, Scherr u. s. w.“ Ob diese Befürchtungen gerechtfertigt waren, das haben wir hier nicht zu entscheiden, jedenfalls sind dieselben außerordentlich charakteristisch für Grobs Charakter. Er beurtheilt das Ereigniß einzig vom religiösen Standpunkt aus; was ihn am meisten schmerzt, ist die Rücksichtslosigkeit der radikalen Führer gegenüber dem religiösen Empfinden des Volks und die Besorgniß, daß in Folge der Wahl Viele in ihren religiösen Anschauungen möchten irremacht werden. Wenn man weiß, wie mild Grob sonst über Andersdenkende zu urtheilen pflegte, so muß gerade das außerordentlich harte Urtheil eine Vorstellung davon geben, wie sehr er unter diesem Gefühle litt. Es gestattet aber auch einen Rückschluß auf die damalige Volksanschauung überhaupt, denn schwerlich wird die hier ausgesprochene Ueberzeugung Grob allein eigen gewesen sein.

In der Frage, ob Theologie, ob Geschichte, hatte sich Grob für das letztere entschieden. Bald sollte eine andere Alternative: Politik oder Geschichte, an ihn herantreten.

Staufens Berufung auf den Lehrstuhl der Dogmatik erfolgte und mit ihr der Tag von Kloten und der 6. September.

Es ist heute eine unbestrittene Thatsache, daß die Berufung des freisinnigen schwäbischen Theologen nicht die Ursache, sondern nur die letzte Veranlassung zum Ausbruch der Revolution gewesen ist. So segensreich die Thätigkeit des neuen Regiments auf verschiedenen Gebieten gewesen war — ein Konservativer gestand, man werde die Leistungen einst märchenhaft nennen —, alle Wünsche und Erwartungen hatte es doch nicht befriedigen können. Und mehr als das, der Radikalismus hatte die Fühlung mit dem Volke verloren; ja, man glaubte sogar bisweilen eine Geringschätzung gegenüber demselben wahrzunehmen.<sup>1)</sup> „Stolz auf den Flor der durch ihn verjüngten Republik anerkannte der herrschende Radikalismus nichts, was jenseits der von ihm abgesteckten Linie lag. Energisch, entschlossen, weiten Blickes und schaffensdurftig war er auch schroff autoritär und sprach, wenn das Murren der Menge bis zu ihm drang, von frechem Pöbel. Ein radikales Herrenthum war auf den Plan getreten, die neuen Regenten vergaßen Ursprung wie Bestimmung und achteten der warnenden Zeichen nicht.“<sup>2)</sup>

Daß Grob bei dem entstehenden Zwiste auf der konservativen Seite stand, ist unschwer zu begreifen. Seine tiefreligiöse Gesinnung, seine Abneigung gegen schroffes Parteiregiment und Josephinismus, verbunden mit persönlichen Erfahrungen führten ihn von selber zu den Gegnern der Radikalen. Wenn es auch nicht in seiner Natur lag, sich vorzudrängen, politischen Ehrgeiz hat er gewiß nie besessen, so muß er damals doch lebhaften Antheil an der Politik genommen haben. Den 6. September machte er als Augenzeuge mit und zwar als Mitglied der Bürgerwehr. Doch hat sich keine Schilderung des Tages von ihm vorgefunden.

Mittelbar war die Revolution die Ursache, daß Grobs Wunsch, als Lehrer der Geschichte angestellt zu werden, in Erfüllung ging. Ferdinand Meyer, der Vater des Dichters, der bis dahin am unteren Gymnasium

---

<sup>1)</sup> Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer v. Knonau, S. 446.

<sup>2)</sup> Reinhold Kuegg: Die Zürcher September-Revolution vom Jahre 1839. „Zürcher Post“ 1889, Nr. 209.

und an der Industrieschule den Geschichtsunterricht erteilt hatte, wurde in die neue Regierung berufen, und ohne Zweifel durch seinen Einfluß ward Grob zu seinem Nachfolger gewählt. So gehört er seit 1839 dem Gymnasium an, zunächst freilich nur als Hilfslehrer, seit 1841 aber war er definitiv angestellt. Und als 1860 Heinrich Escher starb, welcher am oberen Gymnasium Geschichte gegeben hatte, wurde der Unterricht auch in diesen Klassen Grob übertragen.

Die politische Bewegung jener Tage wird ihn von der Beschäftigung mit den Alten etwas abgezogen haben. Der eigenthümliche Reiz, mit einzugreifen in die aktuelle Geschichte, hatte auch ihn ergriffen, und vor dieser Thätigkeit mußte die ruhige Betrachtung der Vergangenheit eine Zeit lang in den Hintergrund treten, allerdings nicht für lange.

Das Feld, auf dem am meisten Einfluß ausgeübt werden konnte, war die Journalistik. Die radikale Partei war auf diesem Gebiete der liberal-konservativen entschieden weit überlegen. Mit Snells „Republikaner“ und dem „Landboten“ konnte sich kein gegnerisches Blatt messen. Die „Neue Zürcher-Zeitung“ nahm eine Mittelstellung ein, es mußte sich für die Septembepartei vor allem darum handeln, ein kräftig geschriebenes Oppositionsblatt zu besitzen, welches weder den Kampf mit dem „Landboten“ noch mit Ludwig Snell scheute. Da Bürkli's „Freitagszeitung“ am meisten den Tendenzen der konservativen Partei entsprach, beschloß man, das Oppositionsblatt in Verbindung mit dieser herauszugeben. So entstanden die „Zürcherblätter“, die von den Gegnern höhnisch der „Beiwagen“ genannt wurden. Sie erschienen von 1840 bis 1843. Die Redaktion nannte sich nicht; sie bestand aus Herrn Georg v. Wyß und Heinrich Grob. Neben den beiden genannten Blättern mit etwas konservativer Färbung galt als eigentliches Organ der kampflustigen liberal-konservativen Partei der „Beobachter aus der östlichen Schweiz“, für den man einen ganz besonders gewandten Publizisten gewonnen zu haben glaubte. Seit 1841 hielt sich nämlich in Zürich ein merkwürdiges Brüderpaar auf, Friedrich und Theodor Rohmer aus Bayern. Durch geheimnißvolle Andeutungen, dunkle Reden und eine ungewöhnliche

Affurance im Auftreten wußten sie bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und einen Kreis gläubiger Adepten um sich zu versammeln, die Friedrich Rohmer als einen „modernen Messias der Wissenschaft verehrten und von ihm die Stiftung einer neuen, vernünftigen und besseren Weltordnung erwarteten“. <sup>1)</sup> Dieser Messias zeigte sich den profanen Blicken vorerst selten, nur seine Gemeinde durfte sich seines Anblickes erfreuen und auch sie nur in besonders weihervollen Momenten. Seine Größe bestand vornehmlich darin, daß er Politik und Philosophie in eigenthümlicher Weise mit einander zu verbinden wußte. Mit fließender Beredtsamkeit trug zuerst sein Bruder Theodor die leitenden Gedanken des Systems in ihrer Anwendung auf die deutsche Nation und deren Aufgaben in einer Schrift vor, die betitelt war: „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft;“ dieselbe sollte den deutschen Geist in der Tiefe seines Wesens aufrütteln und dem deutschen Volke seine welthistorische Mission vor die Seele stellen. Aber Friedrichs Spekulation drang noch tiefer in das Wesen der Dinge. Er entdeckte in der Seele sechszehn „Grundkräfte“, die dann auch in der Natur wieder zu finden waren; dem Kopf kamen acht Geisteskräfte, dem Leib acht Gemüthskräfte zu, und alle diese „Kräfte“ theilten sich dann wieder in innere und äußere, und männliche und weibliche. Dadurch aber, daß sie und zwar eine nach der andern und in geordneter Reihenfolge im Menschen auftreten und die Führung übernehmen, bedingen sie die Bewegung des Lebens: Auge, Phantasie, Sentimentalität und Brust betreffen die Jugend; Geruch, Gedächtniß, Noblesse und Ahnung das gereifte Alter. Den Radikalismus verglich Rohmer mit dem Knabenalter, weil hier die Seelenkräfte Auge, Phantasie, Sentimentalität und Brust bestimmend seien, den Liberalismus mit der „gehobeneren“ Periode des Jungen Mannes. In dem Konservatismus aber fand er jene durchdringende Fähigkeit des Spür- und Scharfsinns, der auch die verborgenen Verhältnisse richtig ergründet, von der Psychologie Geruch genannt. Ebenso das Vermögen,

---

<sup>1)</sup> Bluntjshi, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. I., S. 261.



die Dinge zu merken, also das Gedächtniß, dann die rücksichtsvolle, edle Noblesse und die tiefe Ahnung.<sup>1)</sup>

Im Uebrigen war Friedrich Rohmer recht bescheiden; obwohl er offen gestand, er halte sich für einen geborenen Staatsmann, erklärte er dennoch, weder eine Königs- noch eine Kaiserkrone annehmen zu wollen. Eine solche wurde ihm zwar merkwürdiger Weise nicht angetragen; dagegen ward er von Bluntschli aufgefordert, am Kampfe gegen den Radikalismus theilzunehmen und dieses that er, indem er eine Zeit lang Leitartikel in den „Beobachter“ schrieb.

Grob dürfen wir das ehrende Zeugniß ausstellen, daß er sich von allem Anfang an durch das Benehmen der Brüder Rohmer abgestoßen fühlte. Sein anfängliches Interesse hatte sich sehr bald in „ängstliche Vorbehalte“ verwandelt<sup>2)</sup> und wie er sie einmal recht hatte kennen lernen, wollte er gar nichts mehr mit ihnen zu thun haben. Die „Rohmerei“ war ihm gründlich zuwider.

Die „Zürcherblätter“ waren unterdessen unbeirrt ihren Weg weiter gegangen. Frisch, unternehmend ist vor allem der erste Jahrgang gehalten. Der Fehdehandschuh, den der „Landbote“ ihm hinwirft, wird ohne Zögern aufgenommen und nun heißt es: Will der Herr Graf ein Tänzlein wagen — soll er's nur sagen, ich spiel' ihm auf . . . Das Blatt ist jedoch nicht nur ein Oppositionsblatt; neben polemischen Artikeln bringt es gut geschriebene sachliche belehrenden Inhaltes, namentlich über wirthschaftliche Verhältnisse und Schulfragen. Beinahe ausschließlich werden nur kantonale Angelegenheiten behandelt; einzig die aargauische Klosterfrage bildet eine Ausnahme. Es versteht sich von selbst, daß die „Zürcherblätter“ nicht den Standpunkt Augustin Kellers theilten, doch ist ihre Haltung im Kampfe eine vorsichtige, sie begnügen sich, die Stellungnahme des zürcherischen Gesandten auf der Tagsatzung zu vertheidigen und, vom Standpunkt des bestehenden Bundesstaatsrechtes aus, ein Wort

---

<sup>1)</sup> Bluntschli, S. 288.

<sup>2)</sup> Ibidem, S. 274.

für die Frauenklöster einzulegen. Grob selbst stand, wie wir aus seinen Briefen ersehen, so ziemlich auf der Seite der Klöster. Er schreibt einem Freunde, er wäre gern nach Bremgarten hinüber gegangen, wenn er nicht hätte fürchten müssen, im ganzen Land als Ultramontaner verschrien zu werden; und lächelnd fügt er hinzu: „Erschrick nur nicht, du weißt, ich habe früher etwa in der Distraction ein wenig Buhlschaft mit dem Katholizismus getrieben.“

Ob er am öffentlichen Leben aktiv theilgenommen, hatte er einmal den Wunsch geäußert, es möchte eine Zeitung existiren, die sich nichts als die Erforschung der Wahrheit zur Aufgabe machte und die zugleich die geeigneten Mittel dazu einschläge, die also z. B. Korrespondenzen von anerkannt tüchtigen und wahrheitsliebenden Männern brächte, womöglich verschiedener Ansicht und aus allen Kantonen; auch hatte er sich damals mißfällig über das „Ausschneiden“ und die viele Polemik ausgesprochen. . . . Seine Mitarbeiterschaft an den „Zürcherblättern“ mag ihm gezeigt haben, daß ein Blatt einmal eine bestimmte Richtung zu vertreten hat und daß infolge dessen gewisse Einseitigkeiten niemals werden zu vermeiden sein. Immer mehr reißt daher in ihm der Entschluß, sich von der Journalistik zurückzuziehen und ganz nur seiner Schule zu leben. Kann er noch 1841 schreiben, die Politik habe ihn „mit all ihrer verzehrenden Kraft“ gefaßt, und drückt er über irgend einen Artikel, der ihm so recht gelungen, noch seine lebhafteste Freude aus, so findet er doch bald darauf, daß die aufregende Thätigkeit seine Spannkraft lähme, und daß ihm Ruhe und Frieden fern bleiben. Er hofft, daß ihm das nahe Osterfest das Verlorene wiederbringen werde; „ich kann dir nicht beschreiben, welche Wohlthat mir unsere Kirchenfeste von jeher gewesen sind“. Und 1844 schreibt er demselben Freunde: „Es ist merkwürdig, einerseits glaube ich eine Art von Talent für politische Verhandlung zu besitzen (lache mich nur aus, ich lache vielleicht selbst mit), anderseits hat sich in keiner Lebensrichtung mein innerer Mensch mehr vor Schaden zu hüten, die Leidenschaft übermannt mich, ich werde flau in der Erfüllung meiner nächsten Berufspflichten“. Das ist schon der reine Absagebrief an die Politik. Wie



er sich früher bei der Alternative: Theologie oder Lehrerberuf für den letzteren entschieden hatte, so that er auch jetzt, und hinfort findet kein Schwanken mehr statt.

Seine Bethheiligung am öffentlichen Leben beschränkte sich darauf, daß er von 1845 bis 1880 dem Großen Stadtrath angehörte und von 1876 bis zu seinem Lebensende Mitglied der städtischen Stipendienkommission gewesen ist. Auch gehörte er lange Zeit der Kirchenpflege Grobmünster an.

Erst 1849 gründete er einen eigenen Hausstand, indem er sich mit Sophie Dennig aus Pforzheim vermählte. Leider wurde ihm die Gattin schon 1853 durch den Tod entrissen, und der Schmerz wurde nur dadurch gelindert, daß sie ihm eine Tochter hinterließ, welche nun sein Ein und Alles ward. Sie ist die treue tapfere Gefährtin ihres Vaters bis zu dessen letztem Tage geblieben. Kleine Ferienausflüge meist in den Bregenzerwald waren die einzige Erholung, die sich Grob fortan gönnte. Auf einer dieser Ferienreisen machte er auch Bekanntschaft mit dem berühmten Literaturhistoriker Gervinus, mit dem er bis zu dessen Tod in freundschaftlichem Verkehr gestanden ist. Nach Paris, wohin er immer gern einmal gegangen wäre, ist er nie gekommen; dagegen hat er zweimal die oberitalienischen Seen und Mailand besucht, das eine Mal mit seinem Freunde und Kollegen Professor Johannes Frei und dem Mathematiker Raabe. Aber abgesehen von diesen beiden Touren hat er keine größern Reisen mehr gemacht, womit vielleicht zusammenhängt, daß er mit den bildenden Künsten sich weniger vertraut gemacht hat, als mit Poesie und Musik. Man weiß, mit welcher Vorliebe diese letztere gerade in Zürich gepflegt wird, während dem Freund der Malerei, Skulptur und Architektur hier nicht so viel Anregung geboten wird als in manch' anderen Städten. Zu der Musik hat sich Grob zudem von Jugend an hingezogen gefühlt; sie war ihm ein Bedürfniß. Selbst ein guter Sänger, hatte er an nichts größere Freude, als wenn er jemanden aus freier Brust singen hörte. Die Konzerte der Tonhalle mögen wenig andächtigere Zuhörer gehabt haben. Sein Lieblingskomponist war Händel, auf den

er vielleicht durch Gervinus aufmerksam gemacht worden. Grob hat dafür gesorgt, daß sämtliche Werke desselben auf die Stadtbibliothek kamen.

Neben der Musik verwandte Grob seine Mußezeiten besonders gern für sprachliche Studien, wie er denn auch einer der eifrigsten Förderer und Mitarbeiter des schweizerischen Idiotikons war. Schriftstellerisch hat er sich wenig mehr bethätigt. Außer einer übersichtlichen Darstellung der Alten Geographie und einer kurzen Gruppierung der Weltgeschichte in Form einer Zeittafel hat er nur zweimal zur Feder gegriffen; das eine Mal als er im Neujahrsblatt des Waisenhauses 1856 in einfacher, anmuthiger Form das Leben seines verstorbenen Freundes, des Pfarrers Wolf von Oberglatt, schilderte, das andere Mal als er im Feuilleton der „Neuen Zürcher-Zeitung“ <sup>1)</sup> einen Nekrolog über Fürsprech Lauffer veröffentlichte. Beide Nekrologe hat so recht die innige Freundesliebe diktiert, ein warmer Hauch geht von ihnen aus, so daß sie selbst derjenige gern lesen wird, welcher den geschilderten Persönlichkeiten ganz ferne steht.

In dem Nachruf an Lauffer kommt Grob natürlich auch verschiedene Male auf die Zeitereignisse zu reden, die sie miteinander erlebt. Da uns aus diesen spätern Jahren Briefe oder Aufzeichnungen fehlen, wollen wir, um auch seine spätere Auffassung der Verhältnisse etwas kennen zu lernen, einige bezeichnende Stellen herausheben: „Die Erneuerung unseres ganzen Staatslebens von 1830 an fällt mit der Blüthezeit seiner Entwicklung zusammen. Und auf einen jungen Bürger der Landschaft, welche zwar schon seit 30 Jahren von Rechtswegen, aber keineswegs thatsächlich am öffentlichen Leben theilgenommen, mußten diese Ereignisse ganz ungeheuer einwirken; die Landschaft und er mit ihr erlebten gleichsam eine neue Existenz. Dies schlug aber bei ihm niemals, man darf wohl sagen, keinen Augenblick in radikales Schwärmen oder gar revolutionäres Treiben um. Dafür war er schon damals und immer viel zu ruhig, zu fest, zu

---

<sup>1)</sup> „Neue Zürcher-Zeitung“, 1884, Feuilleton vom 23. und 24. Juni-Morgenblatt.

gesund, zu nüchtern, zu wenig sentimental und suchte auch niemals unter dem Interesse für das Oeffentliche, für das Vaterland und das gemeine Wohl die Sorge für seine Person zu bergen; er war niemals ein Streber“.

Und wiederum kann man auf Grob selbst anwenden, was er von seinem Freunde erzählt: „Die Geburtswehen der Eidgenossenschaft in den Vierzigerjahren, die Volksversammlungen, die kantonalen Putsche, die Freischaarenzüge u. s. w. hat er mit dem lebendigsten Interesse verfolgt, wenn er auch niemals thätlichen Antheil genommen. Er lebte der sichern Hoffnung, daß diese politischen Convulsionen doch nicht zum Unheil unseres Landes ausschlagen, sondern ihr Ende in einer Wiedergeburt der Eidgenossenschaft finden würden. Und als diese erschien, war er ihr ganz und bedingungslos mit jenem Feuer, das nicht aufflammt, aber auf die Dauer vorhält, zugethan.“

Da Grob auch mit Professor Biedermann in freundschaftlichem Verhältniß stand, lag es nahe, daß die beiden Männer sich oft über den Religionsunterricht am Gymnasium unterhielten. Bekanntlich war Biedermann selbst längere Zeit Religionslehrer in den höheren Klassen dieser Anstalt, zuletzt 1877 bis 1879, und jeder, der das Glück gehabt hat, den Klassen anzugehören, welchen Biedermann Kirchengeschichte gab, wird sich noch lange an dieses Jahr erinnern, an dieses harmonische Zusammenwirken der beiden Männer. Auf der einen Seite die milde, freundlich-ernste Gestalt Grob's, auf der anderen die imponirende Persönlichkeit Biedermann's, der in großem, gewaltigem Zug in einem Jahr die ganze Entwicklung der christlichen Kirche von Paulus bis zum 18. Jahrhundert darzustellen mußte. Für diesen Religionsunterricht arbeitete Biedermann einen vortrefflichen Leitfaden aus, bei dessen Abfassung Grob Satz für Satz mit ihm durchgegangen hat.

Im ganzen führte Grob ein sehr zurückgezogenes Leben; regelmäßig besuchte er nur die Sitzungen der „Akademischen Montagsgesellschaft“, selten die der „Antiquarischen“.

Eine herzliche Freude ward ihm an seinem Lebensabend bereitet, als

ihn 1883 beim 50jährigen Jubiläum der Kantonschule die philosophische Fakultät der Zürcher Hochschule zum Ehrendoktor ernannte. Grob meinte damals scherzend, eine solche Ehre komme ihm, der nichts geschrieben, ja gar nicht zu, worauf der Verkünder der Promotion, Herr Professor Meyer von Knonau mit Recht erwidern durfte, er habe sich dafür ganzen Generationen in dankbare Erinnerung eingezeichnet.

Im Jahre 1889 wären es 50 Jahre geworden, daß Grob als Lehrer am Gymnasium wirkte. Seine Gesundheit war in den letzten Jahren eine verhältnismäßig gute geblieben, und so durfte er und durften alle seine Schüler wohl hoffen, daß er im Herbst des genannten Jahres sein 50jähriges Jubiläum feiern könne. Das sollte ihm nun nicht beschieden sein. Schon zu Beginn des Jahres erkrankte er so heftig an einem Magenleiden, daß er vom Februar an die Schule aussetzen mußte. Er hat seine Stunden nicht wieder aufnehmen können. Am 26. Juli that er den letzten Athemzug.

Es war an einem Morgen, wenige Tage vor seinem Tode. Da kam der Arzt zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Mit schwacher Stimme erzählte der Kranke, er habe heute einen so schönen Traum gehabt, er sei wieder oben in der Kantonschule bei seinen Schülern gewesen.

Wenn etwas den trefflichen Mann kennzeichnet, so sind es diese Worte. Bis zu seinem letzten Augenblick hat er der Schule gelebt.

Und durchblättern wir seine Briefe, so finden wir diese völlige Hingabe an sein Amt vom ersten Tage an, da er es übernommen. Und sie bleibt ihm die ganzen langen Jahre hindurch in unverwelkter Frische.

Hierin beruht das Geheimniß seiner jenseitsreichen Thätigkeit. Diese aufopferungsvolle Hingabe seiner so reich begabten Natur konnte ja keinem Schüler fremd bleiben; sie durchdrang sein ganzes Wirken, sie äußerte sich in jeder Handlung, in jedem Worte. Es war die milde Frühlingswärme, welche gleichmäßig die ganze Natur mit ihrem belebenden Hauche erfüllt.

„Es fiel ein Sonnenstrahl in's Zimmer, wenn der Mann mit den weißen Locken die Thüre öffnete“, hat ein Schüler von ihm gesagt, und so war es.

In ihm war alles vereinigt, die Gabe, mit den einfachsten Mitteln der Welt erzählen zu können, daß man nur immer so hätte zuhören mögen, ein Wissen, welches vom Fach der Geschichte auf die verschiedensten Gebiete hinüber griff, reiche Belehrung bot und zu eigenem Nachdenken anregte, ohne daß es auch nur jemals einen Schimmer von Selbstgefälligkeit gezeigt hätte. Ihm war ein ehrfurchtgebietendes Wesen eigen und ein hohes Pflichtbewußtsein, welches auch im Schüler Ernst und Pflichtbewußtsein wecken mußte; und eine liebevolle gemüthvolle Natur, zu der man von der ersten Stunde an ein unerschütterliches Vertrauen faßte. Und zu alledem gesellte sich ein leichter Zug von Ironie und Skepsis, und jener Blick, der in des Herzens Grund zu dringen vermag, und die köstlichste der Gaben, der Humor, der gerade den tiefsten und gemüthvollsten Menschen eigen zu sein pflegt, weil nur diese es vermögen, zu jener Höhe emporzudringen, von der aus man das ganze Menschenleben überschauen und Menschliches und Göttliches sichten kann.

Als größten Erfolg eines Lehrers wird man es immer bezeichnen müssen, wenn er im Schüler das Interesse und die Liebe für sein Fach weckt und sie durch seinen Unterricht anregt, aus eigener Initiative sich mit diesen Dingen näher zu befassen. Dies hat Grob in so hohem Grade erreicht, daß selbst diejenigen, welche von vornherein ein bestimmtes anderes Studium im Auge hatten, auf jede Geschichtsstunde sich freuten. Solche Erfolge sind einem Lehrer natürlich nur dann möglich, wenn er souverän seine Wissenschaft beherrscht, und das war eben bei Grob der Fall. Es war die Frucht eines langen, beharrlichen Studiums. Als Grob 1839 die Stelle am Gymnasium erhielt, da hatte er nicht den Vortheil einer langjährigen historischen Schulung. Er war Theologe gewesen und Jurist; und es läßt sich nicht einmal feststellen, ob er während dieser Zeit bei Heinrich Escher ein geschichtliches Kolleg besucht hat. Als ein um so ruhmvolleres Zeugniß für ihn erscheint es, daß er dann doch

den ganzen großen Stoff beherrschte. Rührend ist es, wie dem jungen Manne, der durch seine Augenkrankheit am Lesen verhindert ist, seine Mutter die eben erschienenen epochemachenden Werke Leopold Ranke's vorliest.

Und dieses Streben, sich mit den neuesten Erscheinungen der Literatur bekannt zu machen, hat ihn bis zu den letzten Stunden erfüllt. Das hat denn freilich auch bewirkt, daß er als Greis mit silberweißen Locken noch jugendlich inmitten der Jugend stand, und seinem Unterricht der Charakter der Frische bis zuletzt erhalten blieb. Noch bis in seine letzten Jahre verwandte er jeden Tag mehrere Stunden auf die Vorbereitung für den Unterricht. Aufmerksam verfolgte er alle historischen Publikationen, und in der Konversation konnte man sich überzeugen, wie sorgfältig er dieselben gelesen hatte. Vor allen liebte er Ranke, dessen mild-versöhnliche Art zu urtheilen ihn anzog, weil sie so ganz seiner eigenen entsprach. Der größte Genuß in den letzten Jahren war ihm, die nach und nach erscheinenden Bände der „Weltgeschichte“ zu studiren. Und noch 1889 leiht er von einem Freunde Iherings „Geist des römischen Rechtes“. Auch Janssens Geschichte der Reformation hat er vollständig durchgearbeitet. Hiedurch gewann sein Unterricht einen Vorzug, auf dem sich der ganze Erfolg seiner Thätigkeit als auf einem Fundament aufbaute: eine auf reiflichster Ueberlegung beruhende Auswahl des Stoffes, übersichtliche Gruppierung und schärfste Formulirung im einzelnen. Kein Wort zu viel, keines zu wenig. Grob sprach langsam; es war kein Vortragen, es war ein schlichtes Erzählen im Tone gemüthlicher Konversation. Daher kam denn auch kein Wort anders heraus, als es beabsichtigt war, alles wohl erwogen und abgewogen und doch voll frischester Unmittelbarkeit; jedes Urtheil bestimmt in oft fast pointirter Fassung, ein scharfgezeichnetes Konturbild, das sich für immer dem Schüler einprägte. Unklare Worte, Verschommenheit, kurz alles, was an Phrasen erinnerte, blieb seinem Unterrichte fern.

In der modernen Geschichtsdarstellung lassen sich unschwer zwei Strömungen unterscheiden. Die eine möchten wir die psychologische nennen,



die andere die soziale. Das Hauptobjekt jener wird der einzelne Mensch sein, das Hauptobjekt dieser mehr die Menschheit. Jene dürften wir vielleicht auch die aristokratische, diese die demokratische nennen. Jene wird mit Vorliebe bei den großen völkerbestimmenden Charakteren verweilen, auf deren Wirken sie alles zurückführt, diese wird auf die tiefgehenden geistigen Strömungen weisen, von der auch die mächtigste Persönlichkeit beherrscht wird; jene wird gern das Wort citiren: *Mens agit at molem*, diese wird die allgemeine Nothwendigkeit betonen, jener wird in der Philosophie mehr die Lehre von einem freien Willen entsprechen, dieser die materialistische Ansicht des Determinismus, jene wird daher einen ethischen Charakter an sich tragen, dieser ist die Geschichte nur die Fortsetzung der Naturgeschichte. Diese Strömung ist im Ganzen durchaus neueren Datums, sie hat sich entwickelt unter dem Einfluß der modernen Naturwissenschaften und der Nationalökonomie und als einen ihrer Hauptvertreter dürfen wir Karl Wilhelm Nitzsch, den Verfasser der „Geschichte des deutschen Volkes“, nennen. Auch hier ist ja die Grenze keine feste, sondern tausend Fäden werden stets die beiden Arten von Geschichtsdarstellung miteinander verbinden. Von Grob aber dürfen wir sagen, daß er seiner ganzen Natur nach und vor allem der Zeit entsprechend, in der er aufgewachsen, ein typischer Vertreter der Richtung war, die wir die psychologische nannten. Ihn interessirte vor allem der Mensch, der einzelne, von andern Menschen durch individuelle Züge sich unterscheidende Mensch. Diesen suchte er zu ergründen, psychologisch zu analysiren, und dann aus seinem Charakter sein Thun und Lassen zu erklären. Das Individuum war ihm das Centrum, von dem er ausging, auf seinen Einfluß führte er möglichst viel zurück. Der Causalnexus, das geheimnißvolle Band, das die Dinge mit einander verbindet, trat deshalb in seiner Darstellung nicht sehr hervor; es fehlte derselben nicht, aber man sah mehr nur die einzelnen Stationen — die Menschen, in denen wieder eine neue Bewegung sich verkörperte. Grobs Auffassung war auch eine durchaus ethische. Der Mensch sollte nach ihm für seine Handlungen verantwortlich sein. Dieser Gedanke drängte sich nirgends geräuschvoll

hervor, aber seine ganze Darstellung war von dieser Auffassung getragen und jedes Urtheil von derselben bedingt. Es liegt auf der Hand, daß diese psychologische Richtung immer auch einen gewissen Gegensatz zu derjenigen bilden wird, die wir die formale nennen können, d. h. die ihr Schwergewicht auf die Darstellung der Formen legt, in welchen sich das staatliche Leben bewegt. Grob hat sich in der That hier auf das Nothwendigste beschränkt. Wo es sich jedoch nicht vermeiden ließ, wie z. B. in der älteren Geschichte der Schweiz oder Zürichs, da hat er auch auf diesem Gebiete sich als ausgezeichneter Lehrer bewährt und die Verfassungen und den Gang der rechtlichen Entwicklung mit musterhafter Klarheit geschildert.

Was seinem Unterrichte einen ganz eigenen Reiz verlieh, das waren die vielen Hinweise auf das Sprachliche. Von jeher hatte er eine ausgesprochene Liebe für die Etymologie, und seine sich hierauf beziehenden Kenntnisse hat er in seinen Stunden auf's fruchtbarste zu verwerthen gewußt. Es hängt diese Neigung gewiß mit seinem Streben nach Klarheit zusammen; er konnte es nicht ertragen, daß einer ein Wort in den Mund nahm, ohne dessen eigentlichen Sinn zu kennen. Da wurde denn oft ganz unerwartet der Gang der Erzählung unterbrochen und vor unseren überraschten Augen that sich in einem einzigen Worte eine ganze Welt auf. Man wurde zurückgeleitet bis zu der ursprünglichen, sinnlichen Bedeutung des Wortes, lernte die Entwicklung kennen, sah Formen und Bedeutung sich wandeln und andere Formen mit anderer Bedeutung sich abzweigen. Leben, Entstehen, Wachsen, Blühen und Verblühen, kurz der Begriff der Entwicklung wurde uns durch die Geschichte eines einzigen Wortes in denkbar einfachster Weise zum Bewußtsein gebracht. Wir lernten über die Bedeutung der Worte nachdenken, und die Verwandtschaft der Sprachen und der Völker und der ganze Gang der Geschichte erschien uns in einem neuen Lichte. Besondern Werth legte er, wie dies nicht anders erwartet werden kann, auf genaue geographische Kenntnisse. Auch das strebte sein Unterricht an, daß man sich des ganzen Ganges der historischen Entwicklung bewußt ward. Wohl hielt er streng darauf, daß man Stunde für Stunde die Einzelheiten genau lernte, weil er

wußte, daß kein Segen auf der Arbeit ruht, wenn der Stoff nicht wenigstens einmal gehörig durchgearbeitet worden. Aber in den Prüfungen verlangte er mit Recht nur, daß einer den Gang der Völkergeschichte im ganzen Großen überschaute. Für ehemalige Schüler war es deshalb immer ein Genuß, einer solchen Examenstunde wieder beizuwohnen. Jedesmal wenn Grob die Geschichte eines neuen Landes begann, schilderte er in übersichtlicher Weise dessen frühere Geschichte.

Daß er aber auch in der Darstellung des Einzelnen so zu fesseln vermochte, daß er uns alle für seine Wissenschaft in so hohem Grade zu begeistern wußte, das hatte seinen besondern Grund. Grob war ein Dichter. Ein Dichter nicht im gewöhnlichen Sinne. Niemals hat er unseres Wissens zur Feder gegriffen, um der süßen „Lust zu fabuliren“ nachzugeben und Gestalten zu schaffen kraft eigener Phantasie, und trotzdem dürfen wir den sinnigen Mann so nennen, in dessen Innern das Weltall sich zu einem harmonischen Ganzen gestaltete. Den ganzen Stoff der Geschichte, die *rudis indigestaque moles*, hat er in sich aufgenommen und umgewandelt. So zog sich von der alten Geschichte bis zu Friedrich dem Großen — weiter pflegte er die Geschichte niemals zu führen — ein und dieselbe Anschauung; es war gleichsam etwas Erlebtes, was er uns erzählte, und es schien, als ob er mit den Personen, die er uns schilderte, einst gelebt und sie alle genau gekannt hätte. Die Leute traten handelnd und redend auf mit all' ihren kleinen Schwächen und wurden gute Bekannte von uns. Wie in einem Drama bewegte sich bei ihm stets alles um Persönlichkeiten, und echt dichterisch war es auch, mit welcher Anschaulichkeit er die Ereignisse zu erzählen verstand. Ganz unübertrefflich war er in der Kunst des Vergewärtigens für die untern Klassen. Es war ein vollständig künstlerisch's Sichhineinversetzen in eine zurückliegende Welt, in die Welt der Jugend. Weil er das konnte, mußte er auch in ihrer Sprache zu reden, und sie verstand ihn. Den Dichter des Heliand preist man ob seines liebenswürdig-naiven Anachronismus, mit welchem er jüdische Verhältnisse in's Deutsche übertrug und so seinem Volke nahe brachte. Ganz dieselbe Umwandlung nahm in den untern

Klassen Grob mit seinem Stoff vor. Ohne Bedenken wandte er dann und wann aus diesem Grunde den vertrauteren heimischen Dialekt an und ließ z. B. Herkules der Hydra seine Meinung auf gut Zürcherdeutsch sagen.

Ein Beispiel mag zeigen, wie sich in seiner Darstellung alles in lebendiges Geschehen verwandelte. Er sprach vom Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus. In Spanien liegen die beiden Heere sich gegenüber. Der Armee Cäsars geht es Anfangs recht schlimm, allmählig aber bessert sich ihre Lage, die Gegner werden zurückgedrängt, ein großer Theil der Pompejaner tritt zu Cäsar über und den feindlichen Legaten zerrinnt so ihr Heer unter den Händen. Um nun recht anschaulich zu schildern, was für Motive diese Fahnenflucht bewirkt, zeichnete Grob mit wenigen Strichen ein scharmantenes kleines Genregemälde hin. Im Lager Cäsars gehts hoch her, seine Soldaten haben alle Taschen voll Geld, sie trinken und singen und sind außerordentlich lustig. Anders die Leute des Pompejus. Recht betrübt schauen sie von Ferne das fröhliche Treiben mit an. Wie herrlich es die da drüben doch haben! Während wir schon den letzten Bazen ausgegeben und nichts mehr zu beißen haben und nichts zu trinken. . . . Das können aber die Cäsareaner nicht lange mit ansehen; das Gefühl der Kameradschaft regt sich und ein alter Wachtmeister macht den Anfang und lädt einige Pompejaner ein, eine „Halbe“ mit ihm zu trinken. Natürlich werden aus der „einen“ zwei und drei, das Beispiel findet allgemeine Nachahmung und bald sitzen sie alle fröhlich beisammen und trinken Bruderschaft. Und die Pompejaner, wie sie sehen, daß es unter Cäsar so flott zugeht, denken gar nicht daran, in ihr altes Lager zurückzukehren. Das alles muß man aber aus Grobs eigenem Munde gehört haben, um zu wissen, wie es in dem humordurchdrungenen Tone frischester Unmittelbarkeit, in welchem er es zu erzählen verstand, auf die Schüler wirkte.

Grob hatte ein scharfes Auge für das Charakteristische. Und da verfuhr er denn ganz wieder nach Art der Dichter, indem er uns die Leute nicht durch farblose, blasse Attribute, sondern durch bezeichnende

Anekdoten schilderte, aus denen sich dem Schüler der Charakter in schlagender Weise von selbst ergab und die zudem den Vortheil hatten, daß man sie nie mehr vergaß. Ja um ein recht deutliches Bild zu geben, scheute er sich auch auf den höhern Stufen nicht, dem reichen Spezialwörterchatz des alamanischen Dialektes irgend eine drastische Wendung zu entlehnen. Das sagte er dann aber im gemüthlichsten Tone, lächelnd und etwas leise, wie wenn er andeuten wollte: Es bleibt aber unter uns!

Er durfte überhaupt viel sagen, was ein anderer nicht hätte thun dürfen, ohne eine gefährliche Untergrabung des Respektes befürchten zu müssen. In vielen Fragen, zumal religiösen, verstand er aber dann auch keinen Scherz und wie die Blasirtheit war ihm jegliche Frivolität bis in den Tod zuwider. Da brauchte es nur einen Blick aus seinen großen schönen Augen und auch der Keckste hätte es nicht gewagt, nur mit den Mundwinkeln zu zucken. Mit hohem Ernst sprach er vom Pflichtbewußtsein; geradezu großartig aber war seine Darstellung Luthers. Wir sprechen nur das allgemeine Urtheil von Grobs Schülern aus, wenn wir diese Partie, wie überhaupt die Schilderung der Reformation, als sein Bestes bezeichnen. Besondere Sympathie zeigte er daneben für die ursprünglichen Naturen, deren Empfinden unmittelbar wie ein Quell aus dem Felsen hervorbricht. Schon im Privatleben konnte er es nicht leiden, wenn einer sich als Hofrath gebärdete, „jedes Wort in einem Handschuh“, wie er sich einmal spottend äußerte. Prächtig wußte er daher Jeanne d'Arc zu schildern.

So begeistert er in solchen Momenten sprach — seine Rede nahm dann oft einen fast feierlichen Ton an — pathetisch ist er nie geworden. Ist es doch geradezu unmöglich, sich ihn in irgend einer Situation vorzustellen, da er mit Pathos gesprochen hätte. Schon sein Organ würde ihn daran verhindert haben; dasselbe besaß eine einschmeichelnde Weichheit, aber es war verhältnißmäßig schwach. Doch das ist ein äußerlicher Umstand, der eigentliche Grund ist anderswo zu suchen. In seinem Innern war nämlich ein kleiner Schalk daheim; der hörte aufmerksam dem Unter-



richte zu und konnte es nicht lassen, sich hin und wieder ebenfalls zum Wort zu melden, um zu dem Angehörten seine etwas ironischen Glossen zu machen und lächelnd zu beweisen, daß es auch bei den feierlichsten Anlässen immer — ein wenig menschlich zugegangen. Grob erzählt den Aufstand der Vercingetorix voller Begeisterung für das großartige Auslodern des Nationalgeistes. „Eine halbe Million Streiter hatte er schon zusammengebracht“ . . . . Wir alle legen ergriffen die Feder aus der Hand, um das Weitere zu vernehmen; Grob macht eine Pause. Da kommt auf einmal der kleine Schalk und fügt spöttisch hinzu: „’s ischt natürli au mänge Hansheiri da mitglaufe!“ Oder er spricht von Cäsars Feldzug gegen Ariovist und erzählt die bekannte Szene, wie sich die römischen Offiziere vor dem Zusammentreffen mit den Germanen so fürchten, daß sie ihre Testamente machen und unter allen möglichen Vorwänden das Lager zu verlassen suchen. „Da hält Cäsar eine begeisterte Anrede an die zehnte Legion; auf sie allein könne er sich noch verlassen.“ Der kleine Schalk bemerkt hiezu gemüthlich: „Er het natürli gwüßt, daß sie ebe so gern devo glosse wäret, wie die andere“ . . . .

Ganz von selbst wurde dadurch unsere Skepsis geweckt, daß wir zu Mitwissern von allerlei „Kuliffengeheimnissen“ gemacht wurden. Der Geschichtsunterricht, der sonst so gern zu einseitiger Verherrlichung neigt, wurde so gerade eine Schulung für den jugendlichen Geist, bei jedem Ereigniß an die beiden Seiten zu denken, sich daran zu erinnern, daß überall verschiedene Standpunkte in Betracht kommen. Es war an einem Examen, Grob prüfte über römische Geschichte. Da beginnt einer der Befragten mit großer Entrüstung: „Die Patrizier hatten die Plebejer schmähsch unterdrückt.“ Lächelnd unterbricht ihn Grob: „Ja, ja, du bischt halt au en Plebejer, aber was meinscht, d’Patrizier händ natürli gseit, mir hend nu tha, wozue mir e göttlichs Rächt gha händ.“ Im ersten Augenblick schaute ihn der Schüler ganz verblüfft an, dann aber brach er in ein lustiges Lachen aus.

So wenig aber Grob eine einseitige Glorifikation zuließ, eben so wenig eine einseitige Verdammung. Selbst bei ihm durchaus unsym-



pathischen Persönlichkeiten suchte er noch eine gute Seite herauszufinden, ein Zug, der nicht nur von seiner Herzensgüte Zeugniß ablegt, sondern auch von seinem Gerechtigkeitsgefühl. Gerechtigkeit zu üben, die Wahrheit, und ganz nur diese, zu erforschen, das sah er als das höchste Ziel der Geschichtswissenschaft an, und schon aus diesem Grunde mußte sein Unterricht auch reichhaltig auf den Charakter der jungen Leute einwirken.

Hätte all' das vollauf genügt, um die Schüler für das Fach und den Lehrer zu begeistern, so that die ganze Persönlichkeit Grobs das Ihre, das Band noch fester zu knüpfen. Schon sein Anblick hatte, wie Herr Rektor Wirz mit Recht hervorhob, etwas Wohlthuendes: „Das große graue Auge blieb durch die großen Lider gewöhnlich zum Theil bedeckt und der Blick schien verschleiert. Das gab dem regelmäßig geschnittenen, durch eine starke, aber schön geformte Nase ausgezeichneten, hartlosen Gesicht, aus dessen Stirn die langen Haare nach hinten gestrichen waren, das Kennzeichen milden Ernstes. Es waren ganz besonders Momente innerer Erregung, veranlaßt durch die Bedeutsamkeit des Gegenstandes, wenn die Stimme sich hob; da ging auch das Auge ganz auf und schaute groß und beherrschend über die Schülerschar hin.“

Wenn ein unsichtbarer Beobachter Grob in die verschiedenen Klassen hätte begleiten können, so würde demselben vor allem Andern die musterhafte Disziplin aufgefallen sein, die in seinem Unterrichte herrschte. Sowie man Grob nur nahe wußte, hörte der Lärm in den Klassen von selbst auf, und so lange er im Zimmer weilte, war nicht das leiseste störende Geräusch zu vernehmen. Hiedurch allein schon verräth sich sein hervorragendes pädagogisches Talent; denn das Fundament jedes guten Unterrichtes ist die Disziplin, wie diese ja auch als Grundlage jedes Erfolges beim Militär muß angesehen werden. Die besten Lehrer werden wie die besten Offiziere stets diejenigen sein, deren Anordnungen willigsten Gehorsam finden. Die Parallele kann aber noch weiter geführt werden. Während der eine Lehrer dem Offizier gleicht, welcher die Mannszucht

durch ein eisernes Regiment erzwingt, suchen sie andere durch Gunstbezeugungen zu erkaufen. Aber die wahre Disziplin will weder erzwungen noch erschmeichelt sein. Sie ist die freudige Hingabe der Truppen an ihren Führer, sie ist der freiwillige Gehorsam, welcher der Verehrung gegenüber dem Offizier entspringt, der Ueberzeugung, daß dieser seiner Aufgabe gewachsen ist, daß er seine Truppen liebt und sie niemals verlassen wird.

Dieser Art war die Disziplin bei Professor Grob. Es war die Liebe zu dem verehrten Mann, der Respekt vor dem Wissen des Lehrers, man freute sich auf jede Stunde. Wie hätte da einen die Lust anwandeln können, den Unterricht zu stören!

In den untern Klassen und bei Neueingetretenen, welche Grob noch nicht genügend kannten, mochte wohl hie und da ein schüchterner Versuch in dieser Richtung gemacht werden, mochte der jugendliche Muthwillen auch bei Grob seine Flügel etwas regen — aber stets hatte es bei diesem ersten Versuche sein Bewenden. Nicht etwa weil Grob in solchen Fällen mit drakonischer Strenge vorgegangen wäre. Nichts war ihm verhaßter als unnöthige Härte. Das Geheimniß seiner Gewalt über die Schüler lag in seiner scharfen Beobachtungsgabe und seinem wohlwollenden Charakter. Bei jedem Vergehen erkannte er schnell, ob dasselbe auf unschuldigen jugendlichen Muthwillen zurückzuführen war oder auf wirklich böshafte Gesinnung. War es das Erstere, so genügte eine freundlich ernste Ermahnung, im andern Fall ein langes, ernstes Anschauen, das keiner aushalten konnte. Der Tadel war kurz, aber es lag so viel Ernst in dem Ton der Stimme und die Augen hefteten sich so wehmüthig vorwurfsvoll auf den kleinen Uebelthäter, daß diesem Arrest und Alles leichter zu ertragen gewesen wäre. . . . Ältere Schüler pflegte er durch leisen, gutmüthigen Spott zu strafen oder er suchte sie auf den rechten Weg zu weisen, indem er an ihr Ehrgefühl appellirte. Einen, der schon mehrfach unter verschiedenen Entschuldigungen zu spät gekommen war, frug er ganz freundlich bei einer abermaligen Verspätung: „Was heßt jeh uf der Stäge usgfinnet, was dmer wellisch gegeh?“ Der Betreffende, der gerade den

Mund hatte öffnen wollen, um irgend eine neue Entschuldigung vorzubringen, ging feuerroth und schweigend an seinen Platz und kam nie mehr zu spät. Ernster nahm er es in einem andern Fall. Eine gewisse Klasse hatte soeben die letzte Griechisch-Stunde am Untern Gymnasium hinter sich — es war in der ersten Hälfte der Siebzigerjahre — die glänzende Perspektive des Obern Gymnasiums that sich vor den leuchtenden Augen der jungen Schaar auf und wonniger Schauer durchbebte die ganze Klasse. Wie hätte man den Tag ohne Feier können vorübergehen lassen! Luther hatte in einem Momente ähnlichen Hochgefühls die päpstliche Bulle in's Feuer geworfen — laßt uns das Gleiche thun mit der Peinigerin so mancher vergangenen Stunden, mit der perfiden griechischen Schulgrammatik. Und da wir leider keinen Holzstoß errichten können, so laßt sie uns zerreißen in tausend lustige Fetzen und ein günstiger Wind möge sie mit sich fortwehen, weit über Berg und Thal, weit, weit weg! Gesagt, gethan. Aber „ein andres Antlitz, eh' sie geschehen, ein andres zeigt die vollbrachte That“. Der Freude über die genommene Rache folgte das leidige böse Gewissen auf dem Fuße. Schon in der nächsten Stunde kam Prorektor Grob mit ernstester Miene in das Klassenzimmer, um sich nach den Uebelhätern zu erkundigen. Einer derselben hatte den Muth sich zu nennen. Es war einer der Lieblinge Grobs. Augenscheinlich hatte er von diesem am wenigsten eine solche Dummheit erwartet, sein Gesicht drückte daher eine sehr unangenehme Ueberraschung aus. Darauf sollten sich auch die andern Mitschuldigen nennen. Als diese zögerten, meinte Grob: „Nun, der N. N. hat sich gestellt, ich hoffe, daß die andern nicht minder zu ihrer Sache stehen werden.“ Das wirkte, sie nannten sich, und nun wurde allen ein vollgerüttelt Maß Arrest zuerkannt. Lassen wir jetzt Herrn N. N. selber das Wort: „Noch heutigen Tages kann ich nicht anders, als die Strafe zu scharf halten, und ich erinnere mich noch deutlich, mit welch' innerer Entrüstung ich meine Arrestaufgaben machte, da ich über das Gefühl einfach nicht hinwegkam, daß die Strafe größer sei, als das Vergehen. Während ich so in meinem Ingrimme arbeitete, kam Grob herein und

stellte sich vor mich hin. Es entstand eine lange Pause, er sagte nichts und ich arbeitete weiter. Dann fing er an: es habe ihm wehe gethan, noch am Schlusse des Untern Gymnasiums einem Schüler, von dem man sich solcher Thorheiten nicht versehen hätte, eine solche Strafe zu ertheilen. Dagegen habe es ihn gefreut, daß ich mich offen und ehrlich sofort zu meiner That bekannt. Damit war ich entwaffnet. Hätte er mich gleich bei seinem Eintritt gefragt, ob ich nicht selber die Strafe für verdient crachte, ich hätte mit Nein geantwortet. Nun konnte ich nichts mehr sagen.“

Wir haben mit Vergnügen dies Genrebildchen aus dem Schulleben in unsere Schilderung aufgenommen. Zeichnet es doch den Charakter des theuern Verstorbenen besser, als viele Worte es vermöchten. Der Lehrer, der mit mildem Ernst den Schüler in seinem Arrest aufsucht und so zu ihm spricht, wenn man gar nicht wüßte, wer es wäre, man müßte ja auf Grob rathen.

So hat er beinahe fünfzig Jahre in treuer Pflichterfüllung und mit freudigem Eifer gewirkt. Nach äußeren Auszeichnungen hat er nie getrachtet, selbst nicht nach literarischem Ruhm. Wohl mag auf den Lippen mancher seiner Schüler der Wunsch geschwebt haben, daß er, dem die mündliche Mittheilung wie wenigen glückte, ihnen auch die schriftliche Darstellung irgend einer Periode geschenkt hätte. Wie trefflich müßte er es beispielsweise verstanden haben, vom Standpunkt des ruhig urtheilenden Alters aus die große Bewegung des zürcherischen Staatswesens, die er als Mitthandelnder erlebt hat, darzustellen. Wie sicher wäre ihm bei seinem feinen Geiste, seiner scharfen Beobachtungsgabe, seinem Humor und seinem unvergleichlichen Erzählungstalent der Erfolg auch hieher gefolgt. Aber das hat nun nicht sein sollen. Grob fand sein volles Genügen in seiner Thätigkeit an der Schule. Die mündliche Erzählung in den Lehrstunden und die direkte Einwirkung auf die jungen Geschlechter sind ihm bis an das Ende seiner Tage als die schönste Aufgabe erschienen, der er freudig all seine Kräfte widmete. So gehörte seine ganze Arbeit der Jugend, ihr hat er gelebt, ihr sein Bestes gegeben. Und eine tiefere

Befriedigung als aller Ruhm geben kann, mag wohl empfinden, wer das Bewußtsein mit sich in das Grab nimmt, in Hunderten von aufkeimenden Talenten den Geist geweckt zu haben. Und etwas Erhebendes ist es auch, wenn während solch' einer langen Thätigkeit ein Lehrer sieht, daß seine sämtlichen Schüler mit Liebe und Verehrung zu ihm aufblicken und an jene Stunden zurückdenken als an eine der schönsten Zeiten jenes „verlorenen Paradieses“, welches man die Jugend nennt.

